

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Siebenundvierzigster Band.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

1904.

1904



3989



Inhalt.

<p>Altentstücke, drei f. Notizbuch 36.</p> <p>Arbeiterbewegung f. Ursprünge.</p> <p>Archaische Kulturen f. Kulturen.</p> <p>Ballin und Morgan 493</p> <p>Berliner Bank 416 f. a. Notizbuch 388.</p> <p>Bontoux und Söhne 348</p> <p>Bosses Tagebuch f. Notizbuch 382.</p> <p>Buch, ein gutes 490</p> <p>Bülow, Graf f. Notizbuch 423.</p> <p>Candida f. Theater 166, 202.</p> <p>Censur, russische f. Notizbuch 41.</p> <p>Circularnote 169</p> <p>D-Banken 315</p> <p>Doppelgänger-Komödie f. Theater 160, 197.</p> <p>Eduard f. Notizbuch 466.</p> <p>Elektra 232</p> <p>Exzellenz vor Gericht 467</p> <p>Fechner f. Im Geist.</p> <p>Festvorstellungen, böhsche f. Notizbuch 384.</p> <p>Fortunatus, wie, starb? 258</p> <p>Frage, die 456</p> <p>Freigedenkmal f. Notizbuch 41, 242.</p> <p>Gedichte, zwei 116</p> <p>Getreidepreisbildung 216</p> <p>Gote, Harold 174</p> <p>Gras, das, der lieben Seele . . 228</p>	<p>Gammurabi und Moses 486</p> <p>Hand, die tote 124</p> <p>Harposos f. Theater 160.</p> <p>Helios 80</p> <p>Herkunft, die, des sprachkritischen Gedankens 10</p> <p>Hilbe 373</p> <p>Himmelfahrt 207</p> <p>Hoffnung, die, f. Theater 158.</p> <p>Holz contra Schlaf f. Notiz- buch 424, 465.</p> <p>Japaner, die 69</p> <p>Jesuiten, die 93</p> <p>Jesuiten und Marianer f. Notiz- buch 238.</p> <p>Zur Geist Fechners 191</p> <p>Israels 47</p> <p>Judenthum f. Wesen.</p> <p>Zustigfabriken f. Notizbuch 36.</p> <p>Kleinen, die 376</p> <p>Kleist, Heinrich f. Theater 84.</p> <p>Kongulum 117</p> <p>Koch oder Eberle? 351</p> <p>Kopp, Kardinal f. Notizbuch 45.</p> <p>Kulturen, archaische 53, 399</p> <p>Kunstausstellung, Berliner, f. No- tizbuch 380.</p> <p>Kaschitz, Kurd 336</p> <p>Kenbach 319</p> <p>Leoncavallo f. Notizbuch 389.</p> <p>Lilientron 251</p> <p>Ulopp, norddeutsche f. Notiz- buch 46.</p>
---	--

Poewy, Hugo, & Co.	154	Roland, der, von Berlin f. No-	
Polkangeiger f. Notizbuch	241.	tizbuch	389.
Poubet und der Vatikan f. Notiz-		Roman, der französische	475 ✓
buch	387.	Rußtrat f. Notizbuch	45.
Puther in Worms	185	Schlachtenlenker f. Notizbuch	
Männer, die bösen	482	165.	
Männer, Starke	276	Schlaf f. Notizbuch	424, 465.
Mathematik f. Werth.		Schlesien f. Notizbuch	43.
Meister, die alten	297	Schnapp	24
Militärfesten f. Notizbuch	385.	Schulkompromiß f. Notizbuch	
Mirbach	429	387.	
f. a. Pommernpresse.		Schwarz f. Notizbuch	380.
Morgan f. Ballin.		Schweminger f. Winterniß.	
Moses f. Hammurabi.		Selbstanzeigen 77, 122, 152, 189,	
Mutter Landstraße. Das Ende		273, 314, 413, 457.	
einer Jugend. f. Theater	85.	Sezeßionistenkunst	176
Rarrenturm, der	302	Sine ira et studio f. Notiz-	
Naturforschung, verirrte	139	buch	40.
Nikolaos	357	Sprache und Sittlichkeit	366 :
Normann-Schumann f. Notiz-		Stanley	343
buch	44.	Strafverfahren f. Reform.	
Notizbuch 85, 237, 280, 379, 420,		Südwestafrika f. Notizbuch	35,
496.		237, 242, 280, 427, 465.	
Opernhaus, das	364	Theater	84, 158, 197 ✓
Ora et labora f. Theater	159.	Toberey f. Notizbuch	381.
Osterstimmung	32	Trotha, von f. Notizbuch	280,
Politik und Kultur	283	388, 427, 465.	
Pommernbank f. Notizbuch	282,	Trust, der neue	131
f. a. Pommernpresse.		Ursprünge der modernen Arbeiter-	
Pommernpresse, die	391	bewegung	147
Pontius Pilatus	1	Venedig f. Notizbuch	281, 386.
„Post, die“ f. Notizbuch	240.	Verse	342
Preßpranger	128	Vogelweid	301
Prozeß Walther f. Notizbuch		Wahlrechtsänderung f. Notiz-	
240.		buch	420.
Reform, die, des Strafverfahrens	107	Wassermann und Rixe	74
Richter, sachverständige	462	Werth und Unwerth der Mathe-	
Richtshofen Goldberger	193	matik	262, 304 ✓
Röhl, Alfons	243	Wesen, das, des Judenthumes .	440 ✓
f. a. Notizbuch	425.	Winterniß, an Wilhelm	459



Berlin, den 2. April 1904.

Pontius Pilatus.

Freitag, der vierzehnte Nisan 33; der Tag, da jeder Hausvater in Israel das einjährige Lamm zum Passahmahle bereitet. Wo heute der Wutesarrif von Jerusalem gjaurischen Saffern seinen Harem verbirgt, steht, dicht neben dem auf den Namen des Marcus Antonius getauften Thurm, der alte Palaß des Herodes. Hier, im Prätorium, gebietet Rom, spricht, im Namen des Kaisers Tiberius, der Procurator von Judaea das Recht. Pontius heißt er und trägt, zur Erinnerung an einen dem Ahnen verliehenen Ehrenspeer, den Beinamen des Pilatus. Ein vornehmer Römer, der sich unter dem rückständigen Judenthume unbehaglich fühlt und von diesem Volke gehaßt wird, als sei er der Urheber fortwirkenden Unheils. Sein Mühen, die Verwaltung der Provinz zu modernisiren, bessere Verkehrsmittel und eine dem neuen Bedürfnis angepasste Vertheilung der öffentlichen Arbeiten zu schaffen, scheitert am starren Felsgestein des mosaischen Gesetzes und bringt ihm, statt Dankes, nur noch stärkeren Widerhall der Volksmuth ins Haus. Der kühle, im Dienst nüchternen Vernunft erzogene Praktiker muß überhitzten Schwärmern ein Gräucl sein. Er will ihnen ein helles, lustiges Wohngebäude in gutem Römerstil errichten; sie wollen in ihrer dumpfen, lustlosen, unfrohen Gespensterwelt weiterhausein, wo Schatten nur, talmudische Schemen herrschen und jede natürliche Regung als Todsünde gilt. Rom und Judaea verstanden einander niemals. Wenn der Procurator einen nützlichen Neubau befehlt, schreien die Juden empört auf; wenn er vor dem Prätorium zwei Volivtaseln anbringen

läßt, kreischen sie, der Römerschmuck schände die Nachbarschaft der Heiligen Mauer. Seine Strenge scheint ihnen grausamste Härte, seine lächelnde Ruhe der Ausdruck hochmüthiger Verachtung. Daß er gerecht zu sein sucht, wollen sie nicht sehen; meiden ihn, wo sie können, und beschuldigen ihn insgeheim der schimpflichsten Laster. Am Ende giebt er sich drein. Mit diesen wunderlichen Leuten, deren schriller Besenston, deren grellbunte, ewig überreizte Phantastik den römischen Rationalisten an das Zerrbild Zerrfönniger mahnt, ist nichts zu mßgen. Das Vernünftigste ist, sie laufen zu lassen, bis sie sich die Köpfe einrennen, und nur dafür zu sorgen, daß sie dem Imperium gehorsam bleiben und ihre Steuer zahlen. Mit ihren Haarspaltereien und Sektensfehden mochten sie selbst fertig werden; ein Glück, wenn ein kultivirter Mensch sich in it oem ipekutatantweß wußt solches rächthüchtigen' Gestnbleis nicht 'avzugeoen braucht. Jetzt, seit ein paar Monaten, haben sie schon wieder Etwas; irgend eine neue Sekte, die den Orthodoxen zu schaffen macht. Ein armer Teufel giebt sich für den König der Juden aus — Manche behaupten sogar: für den Sohn Jahwes —, gaukelt dem in schmutzigem Elend hinsiechenden Volk Wunder vor, vermißt sich, den Tempel des Herrn niederzureißen und in drei Tagen wiederaufzubauen, und sein Anhang wächst mit jedem Mond. Der Unfug endet nicht. Dieses Volk kommt nie zur Ruhe. Zwei Duzend Sektens: und immer wieder klüngelts sich irgendwo zusammen; gestern in Samaria, morgen in Galilaea. An jeder Straßenecke stößt man auf ein streitendes Grüppchen. Das suchtelt mit verrenkten Armen durch die Luft, spricht mit Händen, Schultern, mit allen Gliedern und raucht, wenn der Schimpfstrom stoekt, dem Gegner die Barthaare aus. Kallt in Hungerparoxysmen Einer Worte prophetischen Wahnes, dann zerreißen Zwei, Drei ihre schmierigen Kleider, schlagen die Brust, wälzen sich auf dem Boden, verwünschen sich selbst, ihre Kinder und ihrer Kinder Samen. So fand sie Coponius, Caesars Statthalter, und ganz so sind sie unter Tiberius geblieben. Ohne Ekstasen geht es im Wortvolk nicht. Dabei eine Ueberhebung, der die Gestirne kaum eine Grenze setzen. Alles wollen sie besser wissen als andere Menschen, deren Nähe schon in Festzeiten ihre Reinheit befleckt; und die Römerkultur, die sich den Erdkreis unterwarf, soll sich in Demuth nun asiatischem Aberglauben anpassen. Die aus Caesarra nach Jerusalem, ins Winterquartier, heimkehrenden Truppen durften auf dem Adler speer nicht das Bild des Kaisers tragen: denn Moses hat allen Bilderkult verpönt. Der Prokurator, der aus einer zweihundert Stadien entfernten Quelle der Hauptstadt reines Wasser zuführen wollte, mußte die Arbeit einstellen, die Röhren wieder aus der Erde

nehmen lassen: denn sein Beginnen ward als Sakrilegium verschrien und Vitellius, der träge, genußsüchtige Prokonsul in Syrien, befaßl, das Aergerniß schnell wegzuräumen. Was war mit diesen Leuten auch anzufangen, die dem Schwerte den bloßen Hals boten und schworen, tausendmal lieber sei ihnen der qualvollste Tod als des Sinaigesezes Verletzung? Ihr Gesez! Es ist ihnen, seit sie aus Egypten geflohen sind, Vaterland, Imperator, Gott; und seiner Herrlichkeit darf sich keine Sagung der Götter vergleichen. Die Hybris, das üppige, furchtbare Weib, vor dem einst Hellas erbebte, schien den goldenen, von phönizischem Purpur strogenden Brunstwagen durchs Judäerland gelenkt und an den rosigten Saugwärtchen die ganze Judenheit gestillt zu haben. Wir sind berufen, nur wir auserwählt; und ist das Gesez erfüllt, dann naht der Maschiach, der Sproß Davids und Erbe des großen Eliahu, und sezt Israël zum Herrn über die Welt. Und solchen Kinder glauben sollten Hysteriker und Betrüger nicht nützen? In kurzen Zwischenräumen versuchten Abenteurer sich in der Thaumaturgenrolle, kündeten Jahrmartzauberer neue Lehre, gaben Cerebrastheniker sich für den Maschiach aus. Meist versickerte ihr Wirken bald; fanden sie aber bei der Masse Gehör, so schritt der Sanhedrin rächend ein und klagte die Kästigen des Verbrechens wider die reine Religion Israels an. Im Haus des Hohenpriesters wurden zwei Kerzen angezündet, in einem Verschlag horchten zwei Zeugen: und der mesith, der Verfäher, mußte nun seine Kästerrede wiederholen. Wenn er sich willig zum Widerruf zeigte, kam er glimpflich davon; blieb er aber starr in seinem keyerischen Wollen, so zerrten die beiden Zeugen ihn vors Tribunal und die Strafe der Steinigung war ihm gewiß. Der Sanhedrin hatte, seit Rom in Syrien gebot, nicht mehr das Recht, Todesurtheile vollstrecken zu lassen; erst durch die Bestätigung des Prokonsuls oder, wenn der Verurtheilte nicht im römischen Bürgerrecht saß, des Prokurators erhielten sie Rechtskraft. Die Menge, Priester und Pharisäer an ihrer Spitze, lief also vors Prätorium und brüllte, bettelte, heulte, bis dem Vertreter des Caesar Augustus die Bestätigung abgetrozt, abgeschmeichelt war. So wars immer; hundertmal hatte Pontius das alte Schauspiel erlebt. Freitag, am vierzehnten Nisan 33, sollte ers wieder erleben.

Heute wenigstens hatte er sich ungeschürte Ruhestunden erhofft. Der dritte Apriltag des julianischen Kalenders; der Tag, an dem die Juden das Passahlamm essen und durch jeden Schritt ins unreine Römerhaus sich besudeln, vom Fest ausschließen würden. Auch der wütheste Aberglaube, mochte Pontius denken, hat also seine guten Seiten. Einerlei: ein hartes Schicksal bleibt, unter dieser dunklen Sippchaft versauern zu müssen. Wie behaglich

könnte man jetzt in Bajae leben! Im April ist dort Hochsaison; die ganze reiche, elegante Gesellschaft der Urbs labt sich in dieser Zeit an den *Aquae Cumanae*. Man träfe alte Freunde, könnte am Avernier See bis in die Nacht hinein plaudern, mit schönen Frauen am Strand oder in der Sibyllengrotte schäkern, bis bei Misenum die Sonne aufsteigt, morgens endlich wieder einmal frische Austern schlürfen und leichten Landwein trinken; und der alkalische Säuerling nebst ein paar Schwefeldampfbädern thäte dem erschlafften, im Orientklima gedunsenen Leib sicher gut. Hier hat man gar nichts. Kaum einen Menschen, mit dem ein philosophisch gebildeter Geist ein Gespräch führen kann. Soll man etwa über Mishna und Babylonischen Talmud schwagen, — nur, um sich mit den Leuten leidlich zu stellen, nur, damit sie Einen am Hof des Tiberius nicht länger als Tyrannen und Feind ihres Volkes anschwärzen? Zu solcher Sklavengesinnung erniedert ein Pilatus sich nicht. Was also bleibt? Ein paar gute Bücher; doch man kann nicht den ganzen Tag lesen und wird unter dieser Sonne so matt, daß man mählich sogar die Mühe scheut, seinen Platon oder Epikur aufzurollen. Bei Tisch muß man sich, wenn man nicht, wie der Prokonsul, für schweres Geld Lederbissen aus der Ferne verschreibt, fast schon in die hebräische Speisefitte bequemen. Was sonst? Claudia Prokula, die liebe Hausfrau; sehr zärtlich, ungemein wohlherzogen und dekorativ, aber der lebemännisch verwöhnte Sinn langt nach Abwechslung. Und was hier an Weibern zu haben ist, riecht nach Schminke, Myrrhen und Salben, ist für einen müden Herrn auch gar zu hitzig. Dicke Lippen, feuchte, runde Augen, geöltes Haar und eine Ueberfülle gelblichen Fleisches: Barbarenkost, mit der im Felde der darrende Krieger vorliebnimmt, die den an feiner zugerichtete Mahlzeit gewöhnten Gaumen aber nicht reizt. Eher können die Syrerknaben sich sehen lassen. Doch man paßt den Römern hier lauernd stets auf den Weg und würde jauchzen, wenn man den Landpfleger als Kinäden den römischen Hofdamen denunziren könnte. Vor neidischer Weiblichkeit darf nur der Höchste blanke Kraben umarmen. Nichts. Als einzige Würze Aerger von früh bis spät. Keine Möglichkeit, vernünftige Kolonialpolitik zu treiben; denn die Bräuche und Sitten der ehrenwerthen Juden sollen ja sorgsam gewahrt werden. Doch was hilft alles Stöhnen? Ein angenehmerer Posten ist von hier aus nicht zu erhaschen; jeden noch nicht völlig entfleischten Knochen schnappt die Ballastmeute weg. Also hübsch die Zähne zusammenbeißen und froh sein, daß man heute wenigstens, am Tage des Passahlammes, vor der Judenhorde Ruhe hat.

Ein Gestrümmel, dessen Fall allzu oft schon in sein Ohr drang, reißt den Römer aus tröstenden Nachmittags träumen. Was giebt denn wieder?

Die Juden bringen einen Verbrecher. Da sie, nach ihrem Gesetz, heute nicht ins Prätorium dürfen, bleiben sie draußen und bitten den Prokurator, zu ihnen auf die Gabbatha zu treten. Auch dieser Tag also vergällt! Und welcher Missethat ist der Mann angeklagt, den sie vor meinen Stuhl schleppen? Er ist schon überführt und verurtheilt. Kajaphas, der Hohepriester, und Hanan, dessen Schwiegervater, haben ihn selbst verhört und er hat nicht gelehnet. Ein Volksverführer. Hier in Jerusalem hat er mit seiner Predigt nur geringen Erfolg gehabt, immerhin aber ein paar wohlhabende Bürger, Joseph von Arimathia, Nikodemus, vielleicht noch Den oder Jenen, für seine Sache gewonnen. Doch auf dem Lande, unten in Galiläa, soll das Volk ihm in hellen Haufen nachgerannt sein. Läßt sich den König der Juden nennen und prahlt, er könne den Tempel Jahwes zerstören und in drei Tagen wieder aufbauen. Der ist's? Dem ging der Ruf ja voran. Der neue Abgott aller Elenden. Den haben sie auch schon in der Schlinge? Ja; zweier Zeugen Mund sprach gegen ihn und er hat die Aussage verweigert. Pontius hebt die Achseln. Ich bin nicht Legat noch Prokonsul, habe nicht Gewalt über Leben und Tod; die Pfaffen mögen ihr Opfer vor das Antlitz des Vitellius führen. Das sei nicht nöthig, sagen sie; denn da Jesus — so heißt der Verbrecher — nicht römischer Bürger sei, brauche das Urtheil nur vom Landpfleger bestätigt zu werden. So wolle es in Judaea der überlieferte Brauch; und des Kaisers Majestät habe befohlen, das kanonische Recht, das der Talmud vorschreibt, mit der Macht des Reiches zu schützen. Pontius wendet sich weg; der Centurio soll ihm den Aerger nicht vom Gesicht ablesen, soll den hohen Vorgesetzten nicht knirschen hören. Schlaue ist die Sippe. Sie weiß, welche Tonart sie pfeifen muß, damit alle Puppen tanzen. Des Kaisers Majestät! Die leise Drohung würde selbst den faulen Prokonsul vom Triflinium scheuchen. Schnell die Toga her, die Riemen der Sandalen fester gezogen: und hinaus. Auf den Steinplatten des Vorhofes steht die Bima, der Elfenbeinstuhl des Richters. Schon sitzt er und thront. Und was habt Ihr also nun vorzubringen?

Pontius hätte mit der elenden Denunziantengeschichte am Liebsten nichts zu thun gehabt. Und während er auf dem Richtersitz sinnt, wie er sich der Amtsbürde noch jetzt entziehen könne, während aus dem wirren Menschengeträuel zwanzig, vierzig Stimmen die verabredete Anklage in sein Ohr kreischen, kommt aus seinem eigenen Haus eine Warnung. Claudia Prokula läßt ihn durch einen verschwiegenen Boten beschwören, den Angeklagten zu schonen; ein Traum habe sie gelehrt, daß dem Gatten das Blut dieses Gerechten Unheil bringen werde. Merkwürdig. Hatte nicht Calpurnia ihren Gajus Julius

mit ähnlicher Rede gewarnt? Der blinden Sektenwuth ist Alles zuzutrauen. Und wenn der zu schmähhchem Tod Verurtheilte wirklich ein Gerechter wäre. . . Des Richters Auge sucht ihn. Ein schöner, sanft blickender Kopf; nichts von irrer Schwärmererkfaste; und die Gestalt fast noch eines Jünglings. Ruhig schaut er, mit der Zuversicht getrofter Unschuld; und in dem milden Leuchten, das von diesem Haupt über den fromm zeternden Pöbel hin strahlt, ist eine Hoheit, daß der Fremdling nicht staunen würde, wenn er vernähme: Dieser ist wahrlich der König der Juden! Doch er ist ja nicht; und weil ers zu sein vorgab, steht er vor Gericht. Pontius steigt von der Bima herab. Diese Sache darf ein redlicher Römer nicht nach der Alltagschnur messen; dem Psychologen gebührt hier das Wort. Auf den Wink seines Richters folgt Jesus ihm ins Prätorium. Der Prokurator will allein mit ihm sprechen; unter vier Augen. Bist Du, fragt er, der Judenkönig? Der Galiläer, dessen Zunge doch immer noch das zweischneidige Schwert ist, biegt zuerst, mit alexandrinischer Dialektik, der heißen Frage aus; antwortet, als echter Sohn Israels, mit einer Gegenfrage: Kam Dir selbst solcher Glaube oder haben Andere Dir ihn eingeträufelt? Dann aber spricht er gelassen das größte Wort: Mein Reich ist nicht von dieser Welt; wäre es, meine Diener würden drum kämpfen. So bist Du, Jesus von Nazareth, dennoch ein König? Bin ein König; auf die Erde geandt, die Wahrheit zu zeugen; und den Wahrhaftigen ist meine Stimme nicht leerer Schall. Diese Antwort gefällt dem Pilatus nicht. Stolze Rede kleidet gekränkte Unschuld gut; doch die Skepsis des Römers wehrt sich gegen den Irrwahn, Wahrheit, eine, die Allen und überall wahr ist, lasse sich vom Weisen nicht erstreben nur, nein: auch als Privilegium besitzen. Er lächelt, blickt zur aufsteigenden Sonne empor und fragt, mit kaum vernehmbarem Spott in der Stimme: Was ist Wahrheit? Danach aber besinnt er das rasche Wort. Wie wäre ein gläubiger palästiniischer Israelit in die Schule des Pyrrhon und Timon aus Phlius gelangt? Seiner Jugend, die in der Welt Etwas wirken will, wirds sicher zum Segen sein, daß er sich nicht auf die kahle Felsklippe verstieg, wo die Skeptiker brutlos hausen. Lange betrachtet der Römer den Galiläer. Beim Wahl möchte er ihn nicht zum Tischgenossen; auch beim Tanz heiterer Mädchen, wenn nach der Tafel das Gespäch der Ruhenden von den höchsten zu den niedersten Dingen flattert, in frechem Sprung von der Gottheit zur Thierheit hüpfst, sähe er ihn nicht gern neben sich auf dem Psühl. Die Kultur fehlt ihm; und fragte man ihn nach dem Werth alter und neuer Philosophensysteme, er bliebe die Antwort wohl schuldig. Reinen Sinnes aber ist er gewiß, bis auf den Grund der Seele

ohne Fleck; und nicht gewöhnlichen Schlages. Kein Marktwundermann; Keiner von Denen, die Anderen nachloben, nachschimpfen, nachplärren. Pontius geht hinaus und spricht zu den Priestern und Pharisäern: Ich finde keine Schuld an dem Manne. Lukas selbst, der noch zu den kritischen Evangelisten gehört, hat den Spruch mit den unzweideutigen Worten aufgezeichnet: οὐδὲν εὐρίσκω αἴτιον ἐν τῷ ἀνθρώπῳ τούτῳ. So sprach der Richter zum Volk.

Und dennoch war der Prozeß nicht zu Ende, wurde das Verfahren nicht schnell eingestellt. Keine Schuld an ihm? heulten die Juden. Der dem Imperium die Steuer weigert? Sich einen König nennt, des Kaisers Machtbereich also kleinert? Keine Schuld an Einem, der sich erdreistet, Gott seines Fleisches Vater zu heißen? Wer Diesen der Strafe entzieht, sündigt nicht nur gegen unser Gesetz, sondern rebelt auch gegen den Kaiser! Wieder sollte die Majestät den Landpfleger schrecken; und wieder wirkte die Drohung. Hinter den sanften Zügen des Mannes aus Nazareth tauchte der düstere Gewitterkopf des Tiberius auf. Das wäre ein Fressen für die Feinde des Pilatus. Nein. Noch einmal versucht er's in Güte. Nach altem Brauch, ruft er vom Beinstuhl ins Gewimmel, wird vor Passah stets ein Verbrecher begnadigt; wolle Ihr, so gebe ich auf der Stelle den König der Juden frei. Zwei, drei Sekunden lang schweigt Alles, schwankt selbst das härteste Herz; schon aber hat ein schlauer Priester einen anderen Namen getuschelt, der von Mund nun zu Munde fliegt, und wie ein einziger Schrei dröhnt es jetzt aus allen Kehlen: Jesus Barrabbas sei der Feiertagsgnade theilhaft, doch Dieser hier büße am Kreuz! Jesus Barrabbas saß wegen politischen Mordes im Gefängniß, war aber während einer Meuterei verhaftet worden und in Jerusalem ein Liebling der Böbelinstinke geblieben. Ihn wollten sie wiederhaben und der Galiläer sollte am Kreuz verrötheln. Am Kreuz?... Er hatte, sie wollten beweisen, das Kirchendogma angegriffen, die Glaubenssagung zu brechen getrachtet. Das war, als Sünde wider das mosaische Gesetz, mit der Steinigung zu ahnden. Die Kreuzigung war eine Römerstrafe. Aber Judäa wollte Rom die Verantwortung der That aufladen: als Feind des Kaisers sollte der Galiläer verurtheilt, gerichtet werden; wer konnte auch wissen, ob Pontius sich sonst zur Vollstreckung des Urtheiles herbeigelassen hätte? Nun muß er nachgeben. Zu oft schon war er in Rom verklatscht worden. Er zaudert noch. Vielleicht, denkt er, genügt der Nachsucht ein kleines Zugeständniß. Er befiehlt, den Gefangenen auszupeitschen, und duldet, daß die aufgelesenen Kolonialkriegsknechte — rechtsschaffene Legionäre hätten sich nicht zu so rüder Ungebühr erniedert — dem Armen eine Dornenkrone aufs Haupt stülpen, ihn in Purpursegen wickeln,

anspeien, umtanzen, umhöhnern. Er duldet und hofft, die Wuth werde nun gesättigt sein. Umsonst. Der Priesterfeind, der Volksverführer muß sterben. Nur mit Waffengewalt hätte der Procurator die Lobenden zu bändigen vermocht; und durfte er wagen, um eines jüdischen Sektirers willen den Römerfrieden der Provinz zu stören? Vergebens sucht er den Herodes Antipas als zuständigen Richter des Galiläers vorzuschieben. Er muß, nur er kann entscheiden. Da erst fühlt er zu Häupten ein großes Schicksal. Vor allem Volk wäscht er die Hände, hebt sie und spricht: Nicht an meinen Fingern liegt das Blut dieses Gerechten! Dann giebt er Barrabam frei; und der andere Jesus leucht mit seinem Kreuz nach Golgotha, dem Schädelberg, die Höhe hinan.

... Auf seine Weise hat Pontius sich, als Froniker, an dem konservativen Klüngel gerächt, der ihm die Sanction des frommen Mordes abzwang. Immer wieder gab er, ihren Ohren zum Aerger, dem vom Sanhedrin Verurtheilten den Titel des Judenkönigs. Er ließ ihn erniedern, zum Spottbild ausputzen: und wies ihn dem Volk und sagte: Sehet her: welch ein Mensch! Zweimal fragte er überlaut: Soll ich Euren König kreuzigen? Schrieb mit eigener Hand über das Kreuz: „Jesus von Nazareth, der Juden König“; griechisch, lateinisch, hebräisch. Und da die Priester ihn drängten, die Inschrift zu ändern, denn Jener sei nicht ihr König, gaulte ihn nur, ward ihnen zur Antwort: Was ich schrieb, schrieb ich. Er wollte ihnen nicht hehlen, wie er sie, wie den sittlichen Werth ihres Feindes schätze. Der schwindende Tag fand ihn wohl in unfrohem Sinnen. Und als Joseph, der Rathsherr, abends die Botschaft ins Prätorium brachte, Jesus sei am Kreuz gestorben, wollte der Procurator sie kaum glauben. Hatte der Römer etwa dem Galiläer Götterkraft zugetraut?

Er ist hart behandelt worden. Von Denen zuerst, die ihm Dank schuldig waren. Drei Jahre nach Christi Tod entstanden im Judäergebiet neue Unruhen. Die Männer von Samaria, die schon den Coponius geärgert und seitdem das Wühlen nie verlernt hatten, empörten sich wieder einmal gegen die thronende Gewalt; und nun ging es nicht ohne Blut ab. Was Pontius befürchtet hatte, geschah: als ein launischer, bald brutaler, bald schwächer Herr ward er dem kaiserlichen Born empfohlen, von Vitellius ohne ein Wort der Vertheidigung preisgegeben und ungnädig, zu persönlicher Rechtsfertigung, nach Rom geladen. Tiberius, hoffte er, würde dem treuen Diener nicht lange grollen; doch in der Stunde, da der Procurator vom Schiff auf die Italerküste stieg, holte Tiberius in Misenum den letzten Seufzer aus seiner Brust. Und Caligula, der neue Herr, war für den Knecht aus der Ostmark nicht zu sprechen. Der Wunsch des Pilatus, aus Judaea erlöst zu sein, war jetzt erfüllt, — doch

anders, als es ersehnt hatte. Niemand hielt ihn mehr; in Rom konnte er, konnte in Bojæ leben, über die Weltrâthsel mit Freunden der Weisheit plaudern und im Arm graziler Europæerinnen nachts einschlimmern. Aber ein abgesetzter, in Ungnade weggejagter Beamter findet nicht leicht Gefährten, mit denen zu wandeln ihn freut; und ohne den Landpflegerold wird, wenn man sich nach alter Gewöhnung rührt, die Decke bald zu kurz. Pontius mag als ein Mißvergnügter, Einsamer gestorben sein. Und fand noch im Grab keine Ruhe. Frau Fama, die Tausendjüngige, nahm sich seiner allzu liebevoll an. In Zerknirschung, raunte sie, gab der Reuige selbst sich den Tod; der Leichnam ward in den Liber geworfen, doch das Element spie ihn wüthend aus und man mußte die aufgeblähte, faulende Menschenhülle in einen Schweizersee versenken. Da brodelts nun über ihm; und der Sturm, der vor anderen Wassern stets den See des Pilatus aufspeischt, singt das Schreckenslied von dem schlechten Gerichtsherrn, der den Heiland unschuldig fand und dennoch ans Kreuz schlagen ließ. Durch das ganze Mittelalter tönt die graufige Legende; und mit dem Namen Pontius Pilatus scheucht die Magd fromme Kinder ins Bett.

Dann kamen die Nationalisten über den Lebemann der reinen Vernunft. Straußens Unbuddsamkeit verjagte ihm jeden mildernden Umstand; dem päffischsten aller Pfaffenfresser war Pontius ein glatter Streber, der, um seine Pfründe nicht einzubüßen, wider besseres Wissen das Recht gebeugt hat. Renan, der sanftmüthige Funder der *piété sans la foi*, war auch diesem Angekludigten ein milderer Richter; für den eleganten, auf seine besondere Weise gutmüthigen Schwächling erbittet er lächelnd möglichst gelinden Strafvollzug. Claudia Procula, die unter den Heiligen der Griechenkirche längst in der Glorie wohnt, hat Recht behalten: das Blut des Gerechten hat Unheil über Pontius gebracht. . . War der Mann wirklich so schlimm? Er that, was die Staatsraison heischte. Nicht er: das altjüdische Ressentiment der konservativen Partei schlug den Galilæer ans Kreuz. Sein Fehler war, daß er auch im Asiatenland Römer blieb und sich doch hindern ließ, die Römerwaffen zu brauchen. Dieser Sünde hat sich, bis in unsere Tage hinein, mancher Landpfleger schuldig gemacht. Aber Pontius war ein Kopf, nicht nur eine Faust noch eine Schreiberseele; war vielleicht der einzige Römer der tiberianischen Zeit, der Judæa erkannte, der einzige sicher, der den Rabbi von Nazareth richtig sah. Er hat, als Erster unter den Philosophenschülern der guten Gesellschaft, in dem Volksverführer den König geahnt, der das Genie Israels aus dem gilbenden Buch Moses befreien, dem jüdischen Spiritualismus die Erde erobern würde.

Die Herkunft des sprachkritischen Gedankens.

Lieber Freund,

Sie kennen die beiden Finten, die nach einander gegen eine neue Lehre von unehrlichen Gegnern angewandt werden. Zuerst wird das Neue, weil es gegen die allgemeine Meinung verstößt, also in wörtlichem Sinne paradox ist, für widersinnig erklärt, für unsinnig, für paradox im schlechten Sinn. Vor ihrer Anerkennung ist jede Wahrheit paradox. Pythagoras opferte hundert Ochsen, da er seinen Lehrsatz gefunden hatte; seitdem zittern alle Ochsen, nach dem geistreichen Worte Börnes, wenn eine neue Wahrheit gefunden wird. Die zweite Finte ist perfider, weil sie weniger dumm ist. Man sagt von der neuen Wahrheit, wenn sie sich durchzusetzen beginnt, daß sie uralte sei. Und da alles Gescheite schon einmal gedacht worden ist, so ist dieses Vorgehen der Verkleinerungssucht niemals völlig falsch. Alles ist schon einmal dagewesen. Rabbi Akiba hat Recht. Nur wird bei dieser zweiten Finte eine häßliche Unredlichkeit geübt, die selbst Schopenhauer in seiner grimmigen Schrift gegen die Philosophieprofessoren der Professorenphilosophie übersehen hat. Der Verfasser des Werkes hat natürlicher oder thörichter Weise sehr viel gelesen und gewissenhaft und freudig all die Stellen citirt, an denen ältere Selbstdenker sich seinem neuen Gedanken nähern oder ihn auch schon halb aussprechen, ohne seine Wichtigkeit zu ahnen. Die Gegner thun nun so, als hätten sie all diese versteckten Stellen selbst schon beachtet und gesammelt, und halten mit fälschender Uebertreibung dem Verfasser die von ihm citirten Anklänge entgegen, die ihn während der Arbeit erfreut und ermuntert haben. Die Thorheit solcher Angreifer ist aber vielleicht noch größer als ihre Unehrlichkeit. Sie glauben wirklich, ein eigenes Werk, die Konzeption einer eigenen Weltanschauung entstehe so wie ein deutscher Schulaufsatz oder wie eine Doktoridissertation: indem ein jüngerer oder älterer Schüler Stücke aus älteren Aufsätzen zu einem neuen Aufsätze zusammenstückelt. Die Armen wissen nichts vom künstlerischen Schaffen, das auch im wissenschaftlichen Denken allein lebendig ist. Die Armen wissen nicht, wie unbewußt der dominirende Gedanke sich der Seele bemächtigt haben muß, bevor sich Daten aus allen Wissenschaften ankrystallisiren.

Man wird es unbescheiden finden, wenn ich den Erfahrungssatz, daß die gleichen Bodenelemente in der Buche zu Eekern, im Pflirsichbaum zu Pflirsichen metamorphisirt werden, daß die anregenden Motive für den neuen Gedankengang vollständig umgeschaffen werden müssen, — man wird es unbescheiden finden, wenn ich diesen Satz für die Herkunft meines eigenen Gedankens in Anspruch nehme. Ich troge dem Vorwurf der Unbescheidenheit. Ich troge ihm am Liebsten vor den Lesern der „Zukunft“, weil da

oft mit Achtung und Wärme von meiner „Kritik der Sprache“ gesprochen wurde. Ihre eigene Meinung kenne ich ja; und die einzigen Zeugen unserer langen Unterhaltungen, die Kiefern des Grunewaldes, verstehen die Worte Bescheidenheit und Unbescheidenheit gar nicht.

Eigentlich könnte nur eine getreue Autobiographie helfen, die Herkunft einer neuen Erfindung, einer neuen Lehre festzustellen, so weit eben Treue sicher zwischen Wahrheit und Dichtung unterscheiden kann. Ein Wenig pathologisch ist jeder Finder und Erfinder, ein Wenig unbescheiden ist jede Autobiographie.

Ich habe Ihnen einmal erzählt, daß mein Spielen mit dem sprachkritischen Gedanken, ja, eigentlich schon die entscheidende Stimmung bis in frühe Jugend zurückreicht. Hier möchte ich nur darüber berichten, wie vor etwa dreißig Jahren die Arbeit in der Gedankenwerkstatt begann, wie bei der Entbindung der sprachkritischen Idee zwei merkwürdige Bücher und eine große Persönlichkeit mithalfen. Otto Ludwig und Friedrich Nietzsche hatten die beiden Bücher geschrieben. Der Fürst Bismarck war die große Persönlichkeit.

Die Jugend von heute kann sich keine Vorstellung davon machen, eine wie tiefe Wirkung Otto Ludwigs „Shakespeare-Studien“ auf die Jugend von vor dreißig Jahren ausübten. Wer damals etwa im vierundzwanzigsten Jahr stand, hatte als zehnjähriger Knabe das lodernde Aufflammen der Schillerbegeisterung bei der Schiller-Feier von 1859 mit erlebt, hatte den Fackelzug geschaut, hatte die politische Bedeutung der Feier nicht geahnt und vermeintlich für Lebenszeit die Vorstellung gewonnen: wie im Dichter überhaupt alle Menschengröße, so sei in Schiller alle Dichtergroße vereint. Der Naturalismus war noch nicht neu benannt. Was damals in der deutschen Literatur realistisch hieß, die ersten Romane von Freytag und die hübschen alten Romane von Auerbach, Das dachte selbst nicht daran, sich dem unsterblichen Schiller gegenüber zu stellen. Schiller war ein dichterischer Rationalist. Eigentlich der einzige. Der Goethekultus, abgesehen von einzelnen Gemeinden des Urgoethethums, war erst im Entstehen.

Und nun erfahren wir aus Ludwigs „Shakespeare-Studien“, daß Einer aus dem Kreis der bescheidenen Realisten sein ganzes Leben und sein halbes Schaffen scharfsinnigen Untersuchungen über die poetischen Sünden Schillers geopfert hatte. Die Wirkung war zuerst eine Verblüffung und dann eine förmliche Revolution in den ästhetischen Ueberzeugungen. Der spätere Naturalismus hatte im Vergleich dazu nur die Bedeutung einer Revolte. Wir müssen heute sagen: Otto Ludwig war mit seiner Schillerkritik im Recht, ganz gewiß subjektiv, weil er ernst und ehlich war, gewiß aber auch objektiv, wenn das große deutsche Drama füglich die Wege Heinrichs von Kleist gegangen ist. Wir können Schiller lieben, ohne ihn als Vorbild gelten zu

lassen. Wir können heute übrigens auch das Einseitige und allzu Schematische in den Shakspeare-Studien wahrnehmen. Damals fühlten wir nur das Eine: der Mann hat Recht. Wir sahen in Otto Ludwig den Verkünder einer neuen Zeit, den Johannes eines neuen dramatischen Messias, auf den Christen und Juden bekanntlich immer noch warten.

Wer nun selbst zum Gräbeln veranlagt war, wer besonders mit dem Geheimniß der Sprache in Liebe und Haß nicht fertig werden konnte, Der war geneigt, den Faden der Shakspeare-Studien weiterzuspinnen. Was mehr als zwei Menschenalter hindurch die Deutschen entzückt hatte, Schillers schöne Sprache, wurde vom Shakspeare-Enthusiasten getadelt. „Schönheit der Sprache am unrechten Ort wird zum Fehler und damit zur Unschönheit.“

Das wollten wir nicht für Schiller allein gelten lassen. Jede Zeit hat ihre eigene „schöne Sprache“. Niemals ist von den Zeitgenossen das Beste an einem großen Dichter „schöne Sprache“ genannt worden. Das Ungeheure an Shakspeare, sein harter Blick in die Wirklichkeitswelt und seine dämonische Charakterisirungskraft: Das lobte Niemand als schöne Sprache. Worin aber Shakspeare der Sklave seiner Zeit war, sein Spielen mit Antithesen, Wortanklängen und toten Symbolen aus der antiken Mythologie: all diese Schönheitsfehler gerade mußten seiner Zeit als schöne Sprache erscheinen. Schön ist den Zeitgenossen in der Sprache immer nur eigentlich der Gedankeninhalt; und der wieder nur, wenn er mit glatter Banalität der Weltanschauung der Zeitgenossen entspricht, sei nun diese Weltanschauung eine neue Mode oder eine neue Philosophie.

War nun „Schönheit“ der Sprache nicht das richtige Kunstmittel, sollte die Sprache als Werkzeug der Poesie untersucht werden, so mußten wir radikaler sein als Otto Ludwig. Der hatte für die praktischen Zwecke seines dramatischen Handwerkes Schiller und Shakspeare verglichen. Wollten wir das Geheimniß der Sprache als Kunstmittel erforschen, so mußte Schiller gegen einen Näheren gehalten werden, der Dichter der schönen Sprache gegen den Dichter an sich, gegen Goethe. Was da an liebloser Kritik namentlich der Gedichte Schillers und an liebevollem Verstehen des ganzen goethischen Wesens herauskam, Das ließ bald die bloß ästhetischen Anregungen Ludwigs weit hinter sich. Die Frage nach dem Wesen der Sprache als Kunstmittel führte zu der tieferen Frage nach dem Wesen der Sprache als Erkenntnißwerkzeug. Goethe führte unmittelbar in den sprachkritischen Gedanken hinein. Den Sprachbeherrscher ohne gleichen begleitete von der Jugend bis ins höchste Alter ein Mißtrauen — um nicht zu sagen: ein Haß — gegen die Sprache. Ein solcher Haß gegen das beste Mittel des eigenen Schaffens ist immer aus Liebe geboren. So mag ein genialer Maler die realen, im Laden künstlichen Farben verfluchen, die sich schwer zur Darstellung seiner

Künstlerträume verschmelzen lassen. So wurden Friedrich der Große und Bismarck Verächter der Menschen, die ihnen zu neuen Zielen nicht schnell genug gehorchten. Goethe nannte sich einmal selbst den Todfeind von Wortschällen. Und bei Gelegenheit von Hamann, dem Magus des Nordens, der den sprachkritischen Gedanken bei Goethe und Anderen wie kein zweiter Deutscher gefördert hatte, spricht Goethe die entscheidende Wahrheit aus: Alles Vereinzelte sei verwerflich; bei jeder Ueberslieferung durchs Wort jedoch, die nicht gerade poetisch ist, finde sich eine große Schwierigkeit. Denn das Wort müsse sich ablösen, es müsse sich vereinzeln, um Etwas zu sagen, zu bedeuten. Der Mensch, indem er spricht, müsse für den Augenblick einseitig werden. Da war bei Goethe, dem Poeten und dem Weisen, zusammengedacht, was uns bisher in zwei verschiedenen Denkreihen auseinandergefallen war. Die Sprache als Werkzeug der Poesie war das edelste Kunstmittel, erhob für uns die Poesie über alle anderen Künste. Die selbe Sprache war ein unbrauchbares, ein elendes Werkzeug der Erkenntniß. Dieser Widerspruch — Widerspruch giebt es nur in der Sprache oder im Denken des Menschen, nicht in der Wirklichkeitswelt —, dieser scheinbare Widerspruch wurde nicht nur aufgelöst, sondern als nothwendig erkannt, wenn erst das Wesen des Wortes ein Wenig aufgeheilt war und dann die Beziehungen des Wortes zur Poesie oder Wortkunst auf der einen, zur Welterkenntniß oder Philosophie auf der anderen Seite. Die Poesie ist ein Sinnenreiz durch Worte. Aber die Worte geben keine Anschauung, weder in der Poesie noch in der Wissenschaft. „Jedes einzelne Wort ist geschwängert von seiner eigenen Geschichte, jedes einzelne Wort trägt in sich eine endlose Entwicklung von Metapher zu Metapher.“ Daher kommt es, daß die Worte unserer Sprache nur in den seltensten Fällen den Begriffen entsprechen, mit denen die Schollogik arbeitet, daß die Begriffe oder Worte keinen starren Umfang und keinen definiten Inhalt haben, daß vielmehr ein zitternder Umfang, ein nebelhafter Inhalt die Worte der lebendigen Sprache mindert oder erhöht, wie man's nimmt. Dieses Schweben und Weben in den einzelnen Worten kann keine Anschauung geben, nur Affoziationen kann es wecken, Affoziationen von Erinnerungen. Und weil die menschliche Sprache nichts ist als die Gesamtheit der menschlichen Entwicklung, als die ererbte und erworbene Erinnerung des Menschengistes, darum sind die Worte reicher an Affoziationen als die Töne der Musik oder als die Farben der Malerei. Und weil die Bilder des Dichters nicht die Wirklichkeit wiedergeben, sondern des Dichters Stimmungen und Gefühle gegenüber der Wirklichkeit, darum ist das Schwebende in den Begriffen, der Gefühlswerth in den Worten ein so ausgezeichnetes Mittel der Wortkunst. Lange bevor es in der Malerei eine impressionistische Technik gab, war in der Poesie diese Uebung zu Hause. Diese Worte haben immer

zitternde Umrisse gehabt, die Sprache ist immer impressionistisch gewesen. Eine Wortanalyse der schönsten Gedichte Goethes machte diese Wahrheit deutlich. Erst die Stimmung, die vom Dichter zum Leser oder Hörer übergeht, vereint die zitternden Worte wieder zu dem Bilde, das der Dichter mittheilen wollte.

Dieses Schweben und Zittern um die Worte macht aber die selbe Sprache unlogisch, unpräzise, macht sie zu einem schlechten Werkzeug der Wissenschaft, macht sie vor Allem ganz unfähig, aus Worten Weltoffenheit oder Philosophie herauszuspinnen. Die Sprache ist ein Werkzeug, mit dem sich die Wirklichkeit nicht fassen läßt. Im besten Fall sind die Worte orientierende Erinnerungen an Sinnesindrücke. Darum ist die Sprache in ihrem Wesen materialistisch, kann besten Falls in den einzelnen Naturwissenschaften dem Ordnungstriebe der Menschen dienen, kann besten Falls der Weltanschauung des Materialismus genügen, kann aber über den Materialismus hinaus dem unausrottbaren metaphysischen Bedürfnis nicht helfen. Weil unser Denken nur Sprechen ist, darum müssen wir uns in allen Wissenschaften auf das Beschreiben beschränken und gelangen nicht zum Erklären. Auf diesem Wege ungefähr führte bereits die ästhetische Sprachkritik Ludwigs zu einer erkenntnistheoretischen Sprachkritik hinüber.

Mit einer gewaltsamen Losreißung von Schiller, nicht von der edlen Persönlichkeit des Dichters, sondern nur von seiner Psychologie und Sprache, fing es an. Welcher Abgrund sich da endlich aufthat, zeigte ein Blick auf eines seiner bekanntesten Gedichte. In den „Worten des Wahnes“ hat Schiller an einigen stolzen Begriffen Sprachkritik geübt. Die Goldene Zeit, die Gerechtigkeit auf Erden, die Entschleierung der Wahrheit sind Schatten. „Verscherzt ist dem Menschen des Lebens Frucht, so lang er die Schatten zu haschen sucht.“ Zwei Jahre früher, doch schon nach mehrjährigem Verkehr mit Goethe, schrieb Schiller aber ganz wortabergläubig „die Worte des Glaubens“:

„Drei Worte nenn' ich Euch, inhaltsschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde . . .
Dem Menschen ist aller Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.“

Es sind die Begriffe: Freiheit, Tugend und Gott, die selben Begriffe, die Kant durch die Hintertür der „Praktischen Vernunft“ (doch schon vorher in der „Metaphysik der Sitten“) wieder eingeführt hatte, nachdem sie von ihm in der „Kritik der reinen Vernunft“ eben hinausgewiesen worden waren. Es sind für Kant und für Schiller Worte des Glaubens, Bedürfnisse des Herzens. „Und stammen sie gleich nicht von außen her: Euer Inneres giebt davon Kunde.“ Und nun lesen Sie die Eingangsverse des Gedichtes noch einmal,

ohne Aenderung, ohne Parodie, ohne Bosheit, nur etwa mit der Verachtung ewiger Wahrheiten, die uns inzwischen Friedrich Nietzsche, der Umwerther aller Werthe, gelehrt hat. Und Schillers Gedicht verwandelt sich in eine höhnische Parodie seiner selbst:

„Drei Worte nenn' ich Euch, inhaltschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde . . .
Dem Menschen ist aller Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.“

Ich bitte Sie nur, laut zu lesen und die Lautgruppen „Worte“ und „Werth“ so auszusprechen, wie wir sie empfinden. Sie gehen wirklich nur „von Munde zu Munde.“

Von dem Friedrich Nietzsche, der später als Dichter des Zarathustra und als antichristlicher Verkünder einer neuen Herrenmoral, jenseits von Gut und Böse, so einflußreich wurde, ein großer Philosoph vielleicht nur *specie decennii*, konnten wir vor dreißig Jahren noch nichts wissen. Noch nichts wissen von der glänzenden Wortkritik, die Nietzsche an der beschränkten Gruppe moralischer oder moralinsaurer Begriffe üben würde. Der spätere Nietzsche wäre der Mann gewesen, mit unvergleichlicher Sprachkraft Sprachkritik zu treiben, wenn er den Dichter in sich selbst und den Denker auseinanderzuhalten vermocht hätte, wie Goethe es doch vermochte, und wenn er mit seinem stärksten Interesse über moralische, also eigentlich theologische Fragen hinausgelangt wäre. Genug: seine bekanntesten Werke waren noch nicht geschrieben und fast wie durch ein Wunder nur gelangten die ersten Schriften Nietzsches schon damals in unseren studentischen Kreis.

Einige eingefleischte Wagnerianer begeisterten sich an der „Geburt der Tragoedie.“ Wir Anderen wußten mit diesem Buch wenig anzufangen, in dem die Psychologie des Genies eben so gut ist wie schlecht und unhaltbar die historische Auffassung. Die erste Unzeitgemäße Betrachtung, die den feinen und verdienstvollen Strauß, den Bekenner des neuen Glaubens, als den Bildungsphilister an den Pranger stellte, mißfiel uns. Sie schien uns ein gut geschriebenes Pamphlet, einseitig und ungerecht. Nur das neue Wort „Bildungsphilister“ prägte sich uns mit Dem, was es bedeutete, unauslöschbar ein. Und dann kam die zweite Unzeitgemäße Betrachtung; sie schlug wie ein Blitz unter uns hinrin. „Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben.“ Für mich selbst kann ich eingestehen, daß nie wieder ein Werk von Nietzsche einen so übermächtigen Eindruck auf mich gemacht hat wie diese einfach und verhältnißmäßig ruhig gehaltene Abhandlung. Und ich halte sie noch heute für die fruchtbarste, subjektiv und objektiv wahrste unter Nietzsches Schriften. Wie hatten wir unter dem Leiden geklopft, für das es kein Heilmittel gab, das wir nicht einmal benennen konnten! Das Leiden, das nun plötzlich

bei seinem Namen gerufen wurde: die historische Krankheit oder der Historismus, hatte uns unsere wissenschaftliche Jugend geraubt. Sie lag über den Vorträgen unserer Lehrer eben so sehr wie über dem öffentlichen Leben. Wenn man den Historismus als die herrschende Macht oder die herrschende Krankheit des neunzehnten Jahrhunderts auf die kürzeste Formel bringen will, so kann man sagen: der Historismus war die romantische Reaktion gegen die Tendenzen der großen französischen Revolution von 1789. Hegel hat einmal den Meisterwitz gemacht, die französische Revolution habe die Welt auf die Vernunft, also auf den Kopf gestellt. Man könnte den geistreichen Scherz umkehren: die romantische Reaktion, die namentlich in Deutschland nach dem Sturz Napoleons, also nach der scheinbaren Beendigung der Revolution, einsetzte, hat die Welt auf die Geschichte, also auf die Unvernunft gestellt. Der Begriff der Entwicklung wurde ja erst später auf die Geschichte angewandt. Der leitende Historismus des neunzehnten Jahrhunderts stemmte sich gegen Revolution eben so wie gegen Evolution. Besonders wir Juristen hatten ein Recht, über den Historismus zu klagen. Das anerkannte Haupt der historischen Rechtschule, Savigny, hatte sich dem Vernunft- und Naturrecht des achtzehnten Jahrhunderts gegenüber gestellt und ewig wurde uns sein berühmter Satz wiederholt, daß unsere Zeit keinen Beruf zur Gesetzgebung habe. Wir wissen jetzt Alle, wie diese Aeußerung des Historismus durch die Lebensarbeit Bismarcks, des Illegitimistischen, also Unhistorischen, über den Haufen geworfen wurde. Bezeichnend ist, daß das Geflügelte Wort des Historismus, das verhängnisvolle Wort Hegels, in seiner Philosophie des Rechtes zu finden ist, niedergeschrieben zur Zeit der Karlsbader Beschlüsse und der Wiener Schlußakte, das Wort: „Was vernünftig ist, Das ist wirklich; und was wirklich ist, Das ist vernünftig.“

Heute haben wir aus den Notizen des zweiten Bandes von Niezsche's Nachlasschriften erfahren, wie scharf sich Niezsche in seiner zweiten Unzeitgemäßen gerade gegen Hegel's Geschichtsphilosophie wenden wollte. Hegel finde die Vernunft in der Geschichte selbstverständlich, wie schon Kinder zu den Erzählungen einen Zweck, eine Moral fordern. „Aber wir fordern gar keine Erzählungen vom Weltprozeß, weil wir es für Schwindel halten, davon zu reden.“ In der damals allein vorliegenden zweiten Unzeitgemäßen griff Niezsche besonders hart den neuesten philosophischen Vertreter der Weltprozeßideen an, den Philosophen des Unbewußten, gegen den er Grobheiten aus der Kustkammer Schopenhauers heranholt. Doch eigentlich gilt der Kampf dem Historismus Hegel's. „Wer erst gelernt hat, vor der ‚Macht der Geschichte‘ den Rücken zu krümmen und den Kopf zu beugen, Der nicht zuletzt chinesenhaft-mechanisch sein ‚Ja‘ zu jeder Macht, sei Dies nun eine Regierung oder eine öffentliche Meinung oder eine Zahlen-Majorität, und bewegt seine Glieder genau in dem Takt, in welchem irgend eine ‚Macht‘ am Faden zieht.“

So packte uns die Schrift Niezsche's zunächst bei unserem Interesse für das öffentliche Leben. Und wir deutschen Studenten der prager Universität standen durch den unablässigen Kampf mit den czechischen Kommilitonen gar sehr im öffentlichen Leben, mehr, als es sonst gern gesehen wird. Doch darüber hinaus meldeten sich Fragen von entscheidender Bedeutung. War die Historie noch eine Wissenschaft im strengsten Sinn, wenn die Erzählung keine Moral hatte, wenn keine Vernunft in der Geschichte war, wenn es keine historischen Gesetze gab? Nietzsche hat den Satz damals nicht ganz klar formulirt, aber seine Meinung ist deutlich genug ausgesprochen. In anderen Wissenschaften seien die Allgemeinheiten das Wichtigste, insofern sie die Gesetze enthalten; nicht so in der Geschichte. Und viel stärker noch: „Wie, die Statistik bewiese, daß es Gesetze in der Geschichte gäbe? Gesetze? Ja, sie beweist, wie gemein und ekelhaft uniform die Masse ist: soll man die Wirkung der Schwärze Dummheit, Nachlässigkeit, Liebe und Hunger Gesetze nennen? Nun, wir wollen es zugeben, aber damit steht dann auch der Satz fest: so weit es Gesetze in der Geschichte giebt, sind die Gesetze nichts werth und ist die Geschichte nichts werth.“

Da hatten wir also mit einem Schlagwort das Gegengift gegen die historische Krankheit. Die Geschichte der Menschheit ist unvernünftig oder irrational, ist eine Zufalls-geschichte; es giebt keine historischen Gesetze.

Nun hatte unser Nachdenken über die Schönheit oder die Unschönheit der sogenannten schönen Sprache inzwischen zu einer leidenschaftlichen Beschäftigung mit sprachwissenschaftlichen Fragen geführt. Die ästhetische Ausbeute war anfangs gering. Noch viel mehr als in der Gegenwart beschäftigte sich die Sprachwissenschaft damals fast ausschließlich mit dem Auffspüren und Kodifiziren der Lautgesetze. Noch hatten die Junggrammatiker den Streit um den Begriff der Lautgesetze nicht begonnen, noch war Wechsler's Frage „Giebt es Lautgesetze?“ nicht aufgeworfen, noch hatte Hermann Paul sein werthvolles Werk nicht geschrieben, das nicht Prinzipien der Sprachwissenschaft, sondern „Prinzipien der Sprachgeschichte“ heißt. Aber es lag für uns doch in der Luft, die antihistorischen Ideen Nietzsche's auch auf den Zweig der Geschichte anzuwenden, der als Sprachwissenschaft zu viele Gesetze aufstellte. Mag sein, daß Sprachgeschichte Kulturgeschichte ist, unter die vage Rubrik „Völkerpsychologie“ gehört, nur großzügig zu verstehen ist, einerlei wenn es keine historischen Gesetze giebt, giebt es auch keine Gesetze der Sprachgeschichte. Die mechanischen Gesetze haben ihren enorm praktischen Werth, weil sie für alle Zukunft und für alle Vergangenheit ausnahmslos gelten. Mit Hilfe der Gesetze der Physik und Mechanik kann man den noch nicht erfundenen Maschinen bestimmte Aufgaben stellen, kann man längst vergangene Veränderungen der Erdrinde häufig mit Sicherheit beschreiben. Mit Hilfe



der Sprachgesetze kann man weder die künftige Entwicklung der Sprache voraussagen noch einen vorhistorischen Zustand der Sprache rekonstruiren. Die Aufstellung der indoeuropäischen Ursprache war ein ausgeträumter Traum.

Die Kritik des Begriffes Gesetz führte aber weiter und weiter über Nietzsche's Leugnung historischer Gesetze hinaus. Es ergab sich, daß Platon und Aristoteles das Wort Gesetz nur metaphorisch auf die Natur anwandten, daß sie mit der Behauptung Recht hatten, in „Naturgesetz“ stecke ein bildlicher Ausdruck. „Sind wir so erst ganz einig darüber, daß unser ganzes menschliches Wissen in unseren Wahrnehmungen besteht, unser Denken oder Sprechen einzig und allein in der bequemen Ordnung dieser Wahrnehmungen (durch Begriffe oder Worte, die ähnliche Wahrnehmungen zusammenfassen), so werden wir bescheiden weiter sagen, daß wir Gesetze die Begriffe zu nennen pflegen, die besonders regelmäßige Naturbewegungen oder Aenderungen zusammenfassen. Gespenster, die pünktlich zur gleichen Stunde erscheinen. Wir nennen die Regelmäßigkeiten in der Mechanik, die wir bis auf die kleinsten Bruchtheile beobachten gelernt haben, Gesetze, wie wir die Regelmäßigkeiten in der Biologie, die noch sehr schlecht beobachtet sind, ebenfalls Gesetze nennen.“

Noch viel energischer über den Nietzsche der Unzeitgemäßen Betrachtungen hinaus führte zuerst die Ahnung, dann die Gewißheit, daß es außerhalb unserer Sprache auch keine aktiven Denkgesetze giebt. Unter der Kritik der Denkgesetze gerieth der Jahrtausende alte Bau der Schullogik ins Wanken. Und der sprachkritische Gedanke, der schon durch Ludwig's Zweifel an dem schillerischen Schönheitideal geweckt und zu erkenntnistheoretischen Fragen geführt worden war, ging von Nietzsche's Zweifel an den historischen Gesetzen zu den letzten Fragen der Erkenntnistheorie, zu den Abgründen, die sich jetzt vor der Aufgabe aufthaten. War der sprachkritische Gedanke wirklich, wie einmal Hebbel scharf ausgesprochen hatte, wie aber schon Hamann und seine Anhänger, Herder und Jacobi, unmittelbar nach Erscheinen der „Kritik der reinen Vernunft“ fühlten, die nothwendige Ergänzung von Kant, dann durften die Abgründe nicht schrecken, dann mußte die Schullogik als ein Wahngelbde der Sprache zerstört, dann mußte das sprachliche Korrelat der Logik, die Grammatik, zum ersten Male ohne Sprachaberglauben angeschaut werden. Dann ergaben sich ganz neue Ausblicke. Sprachwissenschaft im höheren Sinn wurde zur einzigen Geisteswissenschaft und eine Kritik der Sprache, die eine Erlösung von der Sprache, eine Erlösung vom Wortaberglauben verhieß, wurde das wichtigste Geschäft der denkenden Menschheit.

Gedanken solcher Art gliperten schon in der zweiten Unzeitgemäßen Betrachtung Nietzsche's auf. Er sprach einmal von Ideenmythologie, ein anderes Mal von einer Krankheit der Worte. Und vorher, allerdings wieder nur in Bezug auf Werthurtheile, klagt Nietzsche, daß der Mensch unter der

Uebermacht der Historie „so lange der Narr fremder Worte, fremder Meinungen gewesen sei.“ Wer kann sagen, ob schon damals oder erst später durch das furchtbare Buch Stirners oder schon früher durch Betrachtungen über Sprache als Kunstmittel der traurigste Gedanke der Sprachkritik sich festwurzelte, daß die Sprache als die Summe der menschheitlichen Erinnerungen jeden einzelnen Menschen zwingt, beim Denken oder Sprechen die Zeichen der Vergangenheit mit sich herumzutragen, daß er diese Zeichen oder Gespenster nur mit dem Denken oder dem Sprechen selbst von sich werfen kann, wie seinen Körper nur mit seinem Leben? Was wir so stolz Weltanschauung nennen, ist nicht weniger, aber auch nicht mehr als die Sprache, die ererbt und erworbene Erinnerung an die Daten unserer Zufallsinne.

Wenn Sie selbst Nießches zweite Unzeitgemäße heute lesen, so wird es Sie wahrscheinlich am Meisten interessieren, schon den Antichrist, schon den Phantasten der Seelenwanderung in dieser Jugendarbeit zu finden. Wir war es aber doch nur darum zu thun, ein psychologisches Beispiel zu geben von der Art, wie ein kränklicher Gedanke sich seine Nahrung an sich reißt, woher er mag, selbstherrlich. Um wachsen zu können. Immerhin war bisher nur von Vächern die Rede. Glücklicher Weise handelt es sich bei der dritten großen Förderung des sprachkritischen Gedankens nicht um ein Buch, sondern um eine erlebte Persönlichkeit, um Bismarck. Wir haben oft über Nießche gestritten, gelegentlich über Otto Ludwig, niemals über den Fürsten Bismarck. Nur beneidet habe ich Sie seit dem Tage, da Sie mir auf der Heimreise von Friedrichsruh begegneten. Wir Anderen sagen nur bildlich, daß wir diesen Mann erlebt haben.

Es ist aber keine Konstruktion, wenn ich sein Eingreifen in diese Gedankenwelt auf die Zeit von vor dreißig Jahren zurückdatire. Ich muß da offener persönlich werden. Wir deutschen Studenten Prag's waren fanatisch national; die ewigen Kappalgereien mit den Tschechen machten chauvinistisch. Dabei fühlten wir es durchaus nicht als eine Verwirrung der Gefühle, daß wir die Preußen und ihren Bismarck nicht mochten. Unklar und jugendlich nahmen wir den Preußen und Bismarck die Ereignisse von 1866 übel. Und nach dem französischen Krieg erst recht unseren Ausschluß aus der deutschen Einheit. Wir hielten es ungefähr mit den Sentimentalen von der deutschen Fortschrittspartei. Etwas Großes war gewonnen, aber unsere Felle waren fortgeschwommen. Wir gestanden uns selbst nicht ein, wie wir uns für das Lebenswerk Bismarck's enthielmen. Dann aber kam der Tag, an dem der heimliche Enthusiasmus laut und hell herauszuschlagen sollte. Wir durften im Frühjahr 1872 die Gründung der städtischen Universität mitfeiern, wir durften der jüngsten die Grüße der ältesten deutschen Hochschule überbringen. Die Stimmung war von der Ausfahrt an ernst und feierlich, denn die

Geschen bedrohten uns. Und nicht nur mit papiernen und gesprochenen Protesten: auch Steine versuchten zu reden. Desto herrlicher wurde diese Frühlingsfahrt. Wir sangen Scheffels Festlied und wir tranken, daß Scheffel zufrieden gewesen wäre. Ueber allen Festen schwebte, neu und überraschend für uns, die wir nicht Reichsdeutsche waren, die Gestalt Bismarcks. Man muß diese Feste mitgenossen haben, um zu begreifen, was uns Oesterreichern die Erinnerung war und ist. Nicht als ob etwas Besonderes zu erzählen wäre. Höchstens, daß berühmten alten Männern die Thränen in die Augen traten, wenn sie den Namen Bismarck in ihren Reden aussprachen. Das war dem Oesterreicher neu und fremd. Da besaß das deutsche Volk, unser Volk, einen Helden, den es verehren konnte. Und dieser Held war im Geiste dabei, als am zweiten Mai 1872 die große Kneipe abgehalten wurde. Ein Hulbigungstelegramm an Bismarck, ein burschikoser Gruß zur Antwort. Die Rusik spielt die Kutschke-Polka und zweitausend Studenten und Alte Herren reiben einen Salamander auf Bismarck. Das war Alles. Ein sehr feuchtfrihlisches Fest für alle Theilnehmer; ein Ereigniß für unseren kleinen Kreis. Seit dieser Stunde erschien uns Bismarck als der magister Germanias; wir versuchten, uns in seine Persönlichkeit, in seine Sprache zu versenken, wir lasen sogar berliner Zeitungen.

Wer nun aber von Kant herkam, ganz im erkenntnistheoretischen Idealismus lebte, Der stand plötzlich vor der Aufgabe, sich zugleich mit dem Realismus, mit der Realpolitik des neuen Helden abzufinden. Nicht darum handelte es sich, eine Brücke von Worten zu schlagen zwischen den Namen „Kant und Bismarck“, nicht darum: in einer Festrede oder in einer Doktor-dissertation die Kluft zwischen Beiden mit Wortleichen auszufüllen. Das wäre leicht gewesen. Im Ru ließe sich so ein Vortrag über das Thema Kant und Bismarck improvisiren. Sie selbst haben einmal in einem der vielen jüngst veröffentlichten Briefe von Bismarck gesagt: „Er dürfte so etwa der gebildetste Deutsche sein“. Daraus läßt sich folgern, daß er, nachdem er ein Wenig über Spinoza gebrütet hatte, auch die Schriften von Kant gelesen hat. Vergleichen ließen sich die pietistischen Einflüsse, die zu Kant durch seine Eltern, zu Bismarck durch seine Frau kamen. Sie werden nicht leugnen, daß sehr viele Festreden und sehr viele Doktor-dissertationen mit solchen Mitteln zu Stande gebracht werden. Man könnte auch an ein ernsteres Zwischenglied denken, an Kants kategorischen Imperativ. Die Freiheitkriege, in deren Zeit Bismarck geboren wurde, sind oft und mit Recht mit Kants Moralprinzip in Verbindung gebracht worden. Von Ostpreußen war der kategorische Imperativ und war die große Bewegung ausgegangen. Und es ist gewiß, daß man Kants Moralprinzip als Motto über Bismarcks Lebenswerk setzen könnte: Du kannst, denn Du sollst.

Aber auch diese begriffliche Vereinigung der Vorstellungsmassen, die sich in den Namen Kant und Bismarck konzentriren, wäre mir nicht ernst genug gewesen. Das Moralprinzip war uns das Gleichgiltigste an den Lehren Kants. Wir glaubten ja zu wissen, daß Kant in der „Kritik der praktischen Vernunft“ sich selber untreu geworden war. Was uns aufs Tiefste bewegte, was die ganze Weltanschauung in Frage stellte, was darum eine geistige Lebensfrage wurde, Das war etwas völlig Verstiegenes, was die Sehnsucht, die letzten Fragen der Erkenntnistheorie ernst zu nehmen, Idealismus und Realismus zu überwinden oder zusammenzufassen. Wenn man sich in der Theorie zum erkenntnistheoretischen Idealismus bekannte, in der Wirklichkeitswelt nur ein Phänomen sah, in der Praxis jedoch den Realpolitiker bewunderte, der lachend mit einer realen Faust auf eine reale Welt losschlug, dann ging durch Jeden von uns der Riß, den wir am Pöbel so verachteten. Wenn der Pöbel an jenseitige Mächte glaubte, in seinem ganzen Leben jedoch für sich selbst und für seine Kinder so schufete, als ob es nur ein Diesseits gäbe, dann sah dieser Zustand ganz verteuelt dem unseren ähnlich, die wir in der Bücherwelt dem erkenntnistheoretischen Idealismus Kants und der Neufantianer huldigten, in der Wirklichkeitswelt dem Realismus Bismarcks. Diesen Riß in unserer Weltanschauung nicht zu übersehen: Das war schon Etwas. Das war der Entschluß zum Ernst. Nach der Naturwissenschaft der Neufantianer ist auch der menschliche Leib mitfanant dem erkennenden Gehirn nur die subjektive Erscheinung von einem Unbekannten, das wir bereits zu fälschen anfangen, wenn wir es mit Kant das Ding an sich nennen. Auch der menschliche Leib löst sich für diese Vorstellung in einen Wirbeltanz von Atomen oder Kraftmittelpunkten auf. — oder wie wir die gedachten Einheiten nennen wollen. Auch der Organismus des menschlichen Leibes verwandelt sich in einen unausdenkbar feinen Rückenwurm von Kraftpunkten. Knochen, Fleisch und Blut sind dieser Vorstellung nur noch Erscheinungen, zu denen sich Gruppen des Rückenwurmes für die menschlichen Zufallsinne verbinden. Wir können uns ferner ein Messer vorstellen, so unendlich fein und so unendlich schnell, daß es durch den geordneten Haufen von Rücken hindurchfliegen kann, ohne den Organismus zu stören. So fahren wir mit der Hand durch einen Rückenwurm, ohne an ihm eine Veränderung wahrzunehmen. Mit dieser Vorstellung vom menschlichen Leibe kann der Chirurg nichts anfangen. Der Chirurg weiß nichts von unserer Erkenntnistheorie; er ist ein Realpolitiker, er glaubt naiv an Knochen, Fleisch und Blut. Er legt ein reales Messer an und bewirkt Etwas, — Heilung oder Tod.

Hier liegt das furchtbare Dilemma für Den, der Weltanschauungsfragen ernst nimmt. Hier kam Bismarck zu Hilfe, ein Chirurg, der nicht naiv war und dennoch zum Messer griff. Sie müssen mir glauben, daß in

langen und schweren Seelenkämpfen die Gedankengänge sich öffneten, die ich hier als beinahe wilde Affoziationen neben einander stelle. Der Anschluß an die Einflüsse von Philosophie und Dichtung ergab sich von selbst. Nietzsche war ja ohnehin — wider Willen — ein Produkt der Bismarckzeit. Bismarck war mehr als Schopenhauer und Wagner der Uebermensch in Nietzsches aristokratischem Geniekultus. Jedenfalls war uns Bismarck der große Unhistorische. Eben so nah sahen wir Bismarck in seiner Begriffsverachtung dem Goethe, den der Sprachkritiker auch als den Feind aller Wortschälle verehrte. Jetzt verstanden wir das Lachen Bismarcks über die Wortmachereien der Parlamente, der Bezirksvereine und der regirenden Herren. Der Mann der That verhöhnte die Schreiber als Menschen, die ihren Beruf verfehlt hätten. Handeln ist Menschenberuf. „Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden, sondern durch Eisen und Blut.“ Der starke Ehrung Deutschlands beugte sich auch nicht vor den Wortgebäuden der Wissenschaft. Wurde er selber krank, so war ihm der Heilkünstler lieber als der „Gelehrte“. Der sprachkritische Gedanke lernte von Bismarck das Selbe, was er von Goethe gelernt hatte: im Anfang war nicht das Wort, im Anfang war die That. Wissen ist Wortwissen. Wir haben nur Worte, wir wissen nichts.

Die sprachkritische Idee durfte sich auch vermessen, einseitig und eigensinnig in ihrem Reich oder Bereich über Bismarck hinauszufragen und da noch mit gegenständlichen Blicken zu forschen, wo des Staatsmannes Interesse nicht mehr hinlenkte, wo ja auch Goethes gegenständliche Augen nicht mehr hinschauen wollten. Eben erst (in August 1872) hatte der Festredner der offiziellen Wissenschaft seine berühmte Rede „Ueber die Grenzen des Naturerkenntnis“ gehalten. Vor dem gegenständlichen Denken wurde Dubois-Reynolds Ignorabimus einfach sinnlos. Gegenüber diesem tönenden Wortschall steigerte sich eine nach Bismarck geschulte Rednerverachtung zu fruchtbarem Worthaß. Die Gleichung von „ich weiß“ und „ich habe gesehen“ (auch etymologisch in so vielen Sprachen begründet) stellte der sprachkritischen Idee ihre letzte Aufgabe: in einer Kritik der allgemeinen Grammatik auch die Gegenätze von Substantiven und Verben — Das heißt: von Dingen und Handlungen — aufzulösen, in die Widersprüche der Zeitbegriffe hineinzuleuchten und an die Stelle einer „Kritik der reinen Vernunft“ die „Kritik der Sprache“ zu setzen. Ein verzweifelter, letzter Versuch, die Geistesbrücke zu schlagen zwischen dem nothwendigen erkenntnistheoretischen Idealismus und dem eben so nothwendigen praktischen Lebensrealismus. Erinnerung ist all unser Wissen, ererbte und erworbene Erinnerung der Menschheit. In Worten ererbt, in Worten erworben. Unser Wissen, unser Denken ist nur Sprache, die praktisch in der Wirklichkeit orientirt, die aber so wenig zur Weltkenntnis

geeignet ist, wie das Bewußtsein ein Organ für sich selber hat. Und vollends die neue und kühne Gewohnheit, nicht nur die sogenannte Weltgeschichte bismarckisch als eine Zufallsgeſchichte zu betrachten, ſondern auch die Evolution der Organismen als eine Zufallsrevolution, unſere Sinne als Zufallsſinne, die die Außenwelt in uns hineingeſchlagen hat, — dieſe Gewohnheit oder Weltanſchauung bot einen Ausblick in das dritte Reich, wo Idealismus und Realismus einander finden können. Wir glauben von jetzt an, daß die Wirklichkeitwelt ein Produkt unſerer Zufallsſinne iſt, daß ſie ſich nach uns richtet; wir glauben zugleich, daß unſere Sinne ein Produkt der Außenwelt ſind, daß unſer Kopf von der Wirklichkeitwelt eingerichtet iſt.

In Kant war die Aufklärung mit erſtaunlichſtem Scharfſinn über ſich ſelbſt hinausgewachſen bis zu der alten ſokratiſchen Weiſheit, daß wir nichts wiſſen können. In Bismarck war ein Thatenmensch von der Wortverachtung ausgegangen, die ſelbſt einem Kant noch fehlte. Die Erlöſung vom Sprachaberglauben, die ſeit Bismarck in der Luft lag, konnte endlich auch in der Philoſophie verſucht werden. Denn alles Wiſſen iſt, weil es menſchliche Sprache iſt, bildlich, metaphoriſch, anthropomorphiſch. Für Kant galt Goethes tiefer Spruch: „Der Menſch begreift niemals, wie anthropomorphiſch er iſt.“ Für Bismarck galt der andere Spruch: „Der Handelnde iſt immer gewiſſenlos; es hat Niemand Gewiſſen als der Betrachtende.“ Denn wortgeſchichtlich wie moralgeſchichtlich iſt das Gewiſſen nur ein menſchliches Bild mehr, nur eine Gefühlsform des Wiſſens, nur eine der Illuſionen der großen menſchlichen Illuſion, die Bewußtſein heißt.

Sie, lieber Freund, und noch zwei oder drei freundliche Männer haben mich wohl gefragt, wie die ſprachkritiſche Idee zu mir gekommen ſei. Ich habe nun über die Herkunft der ſprachkritiſchen Idee vor einem großen Kreis zu reden gewagt. Sie werden ſie nicht verachten, weil ſie mein war, weil die Anregungen von Gedanken und Erlebniffen kamen, die nicht ſprachkritiſcher Art waren. Gewiſſenhaft und freudig habe ich in meinem Buch verzeichnet, was ich nachher in faſt dreißigjährigen Studien bei Vico, bei Bacon, Hobbes, Locke und Hume, bei Kant, Hamann und Goethe an Anklängen und Leitſäßen gefunden habe. Keiner von dieſen Denkern hat dem ſprachkritiſchen Gedanken die Wichtigkeit beigelegt, die ihm gebührt. Keiner hat ihn darum zu Ende zu denken verſucht. Ueber Wichtigkeit und Werth des ſprachkritiſchen Gedankens habe ich nicht zu urtheilen, vielleicht auch nicht alle meine Herren Kritiker. Das Urtheil ſieht bei einer anderen Macht, die die rohſte und doch die mildeſte Kritik zu üben pflegt, bei der Zeit.

Vorher ſende ich Ihnen Dank und Gruß

freundnachbarlich Ihr

Strunemald.

Frei Mauthner.



Schnapp.

Heute war entschieden ein Unglückstag. Das hatte Boleslaw Walnodi gleich geschwankt, da er, am Morgen vor sein Haus tretend, als Erstes ein altes Weib gesehen hatte. Obendrein ein böses altes Weib, das im ganzen Dorf gefürchtet war, weil es das Vieh bekehrte. In früheren Zeiten — es waren so üble Zeiten nicht — würde man diese Alte als eine Heze verbrannt haben; und es wäre nicht schade um sie gewesen. Denn eine Heze war sie. Das stand für Boleslaw fest. Und dann, nach der Begegnung mit der Alten, beim Gang nach den Feldern, war ihm ein Hase über den Weg gesprungen. Raben hatte er ziehen sehen und Krähen. Lauter bedenkliche Anzeichen, die einen bösen Tag, einen Unglückstag kündeten. Solche Anzeichen trügen nicht.

In seiner Bedrängniß war Boleslaw, statt zu arbeiten, ins Wirthshaus gegangen und dort sitzen geblieben, bis . . . das Unheil ihn erreicht hatte. Dann war er nach Hause geschlichen. Aber ins Haus hineinzugehen, getraute er sich nicht. Das Schlimmste stand ihm ja noch bevor. Er mußte Jodwiga sagen, was sich zugetragen hatte. Und Das war schwer, sehr schwer. Wenn es nur schon gethan wäre!

Leise ächzend setzte sich Boleslaw Walnodi auf die Steinbank vor seinem Hause und starrte trüb die Straße hinab.

Eine elende Straße wars: bei Regen anzusehen wie ein brauner, schlammiger, schmutziger See, bei trockenem Wetter wie ein schlecht bestellter Acker, voll Gruben und Furchen. Aber so war sie immer gewesen und man that nichts, um sie zu verbessern. Man war an sie gewöhnt. Die Häuser sahen nicht viel besser aus. Niedrige, mit Strohdächern versehene Hütten. Dicht neben einander. Wenn eine zu brennen anhebt, brennt das ganze Dorf ab. Und versichert war Niemand. Die Väter und Großväter waren es ja auch nicht gewesen. Und was kommen soll, kommt doch. Wenn Gott Dich schlagen will, trifft er Dich trotz allen Vorkehrungen. Versicherst Du Dein Haus, um seiner Zuchttruthe zu entinnen, so schlägt er Dein Vieh. Oder er sendet Sturm und Hagel und vernichtet Dein Korn. Man entwischt ihm nicht. Da ist es besser, man versucht es nicht erst und unterwirft sich ihm auf Gnade oder Ungnade. Und betet zum Feuerpatron, zum Heiligen Florian, damit er uns schütze vor Feuerdagefahr. Der Heilige Florian vermag mehr bei Gott als alle Versicherungsgesellschaften der ganzen Erde. So dachte man im Dorf; und danach wurde auch gehandelt.

Ein galizisches Dorf. Hart an der ungarischen Grenze. In der Ferne sah man die bläulichen Umrisse der Hohen Karpathen schimmern. Jenseits der Berge lag das Land der Magyaren. Um das Dorf herum Ebene; nichts als Ebene. Hier und da ein einsam ragender Baum. Im Dorf selbst mehrere Branntweinschänken. Natürlich, alles Andere überragend, die Kirche mit einem großen Missionkreuz davor. In dem Dorf wurde viel gebetet; denn es waren fromme Polen, die da hausten. Keine Schule. Wozu denn? Lesen und Schreiben mag der Pfarrex lernen. Der braucht's. Aber wir!

Das Vieh schlecht gehalten. Mager und von Schmutz starrend. Auch die Kinder. Die aber waren wenigstens lustig. Balgten sich auf der Straße, schrien, lachten und das ungekämmte Haar flog ihnen ins ungewaschene Gesicht.

Man wäscht und kämmt sich nur am Sonntag. Wenn man in die Kirche geht. Aber an den anderen Tagen! „Sind doch gleich wieder schmutzig, die Kinder,“ meinen die Bäuerinnen. Das sagen sie auch vom Vieh. Und so fängt man mit dem Reinigen nicht erst an: es hilft ja doch zu nichts. Und wenn die Maul- und Klauenseuche oder eine andere Krankheit über das Vieh kommt, so ist nicht die Verwahrlosung daran schuld. O nein. Eine Strafe Gottes ist's. Und die heißt es in Demuth und Geduld ertragen.

Boleslaw Walnock dachte und lebte wie die Anderen um ihn her und hatte sich ganz wohl dabei gefühlt, so lange er im Leben allein stand. Doch seit er ein Weib genommen, trug er ein Kreuz auf den Schultern; und das Kreuz brückte. So ergeht es freilich auch Anderen, wenn sie ein Weib haben. Aber bei ihm war es anders. Er hatte sein ganz besonderes Kreuz bekommen.

Dah er seine blonde Jadwiga liebte, war ihm nicht recht klar. Er hing an ihr und zitterte vor ihr. Wenn er sie nicht sah, wurde er unruhig. Und wenn er sie sah, bekam er Angst. War sie doch immer unzufrieden mit ihm. Sie prügelte ihn auch. Wahrhaftig: auch Das kam vor. Und er ließ sich willig von ihr prügeln. Ihre harten Worte thaten ihm viel weher als ihre Schläge. Die thaten ihm eigentlich wohl: berührte sie ihn doch dabei. Und es ward ihm stets so weich und wonnig zu Muth, wenn sie ihn berührte: lieblosend oder strafend. Lieblosungen kamen nicht allzu häufig vor. In dieser Beziehung hielt sie ihn knapp. Und am Schrecklichsten war es, wenn sie sich bei Nacht von ihm wegdrehte und zu ihm sagte: „Laß mich schlafen. Ich mag nicht.“ Und sie „mochte“ so oft nicht.

Sie war anders als die anderen Weiber im Dorf. War ein paar Jahre weg gewesen, in der Stadt, und hatte bei einer Deutschen gedient. Es war schrecklich zu sagen: ihre Frau war aus dem Preussischen und eine Kezerin. Kein Muttergottesbild im Hause. Kein einziges! Und dort hatte Jadwiga gedient. Und hatte dort Allerlei gelernt. Schlimme Sachen. So wusch und kämmt sie sich jeden Morgen. Hatte immer blanke Hände und Nägel. Scheuerte und segte im Haus. Hielt das Vieh rein. Boleslaw mußte bei Allem mithelfen. Auch waschen und kämmen mußte er sich. Sie trieb ihn zum Brunnen hin, zwang ihn, den Kopf unter die Brunnenröhre zu halten, und pumpt ihm Wasser auf den Kopf, daß es ihm den Athem verschlug. Und sie kämmt ihn wohl selbst, weil er damit nicht recht zu Wege kam, und rauste ihm dabei die Haare aus. Wenn er einen Wehlaut von sich gab, schlug sie ihm mit dem Kamm auf den Schädel. Und er ließ sich Alles gefallen. Er war machtlos in ihrer Hand.

Schon sie zu heirathen, war im Grunde eine Thorheit gewesen. Allein war Jadwiga nach der Stadt gezogen und mit einem Kind auf dem Arm war sie zurückgekommen. Mit einem Kind und einem Hund. Den hatte ihr die Frau geschenkt. Und mit dem Hund hätte man sich am Ende abgefunden. Was lag an einem Hund? Aber das Kind. Das Kind, das sie von einem Anderen hatte! Mit diesem Anderen war es freilich aus. Ein Lump war er gewesen, der sie um ihre Ersparnisse gebracht hatte. Sie selbst hatte ihm schließlich den Kaufpaß gegeben. „Was soll er mir?“ sagte sie. „Ernähren möchte ich ihn und für ihn arbeiten. Dafür danke ich. Jetzt kenne ich ihn. Es war dumm von mir, mich mit ihm einzulassen. Aber man macht eine Dummheit nicht dadurch

gut, daß man eine noch größere begehrt. Nein. Ich heirathe ihn nicht. Ich behalte das Kind und er mag sehen, wo er bleibt."

Sie schämte sich gar nicht, weil sie ein Kind hatte. Gar nicht. Sie liebte ihr Kind und wollte von einem Manne nichts wissen. Sie habe genug von den Männern, sagte sie. Und Boleslaw mußte ihr viele gute Worte geben und Schönthun mit dem Kinde und um Kind und Mutter lange werben, bis Jadwiga sich entschloß, sein Weib zu werden. „Nur, weil das Kind Dich mag“, sagte sie. „Sonst thäte ichs nicht.“ Ja, so sprach sie; und war die Aerkste im Dorf und er der Reichste. Aber was will man machen? Wenn man verliebt ist und ein Weib haben will, haben muß, fügt man sich in Alles. Und er hatte Jadwiga „im Blut“, wie die Franzosen sagen. Dans lo sang. Und so nahm er sie und nahm das Kind.

Vor drei Jahren wars gewesen. Das Kind starb bald nach der Hochzeit; furchtbar schnell geschah es. Heute gesund, morgen tot. Boleslaw fragte sich schaudernd: „Wie wirds nun werden? Wie wird sie es tragen?“ Aber Jadwiga trug es wunderbar gut. Sie zeigte ihm ihren Kummer nicht. Es war, als wollte sie ihren Kummer für sich allein haben; sie hatte ihm ja auch keinerlei Rechte auf das Kind eingeräumt. Es war ihr Kind gewesen und jetzt war es ihr Leid. Was ging es ihn an? Er versuchte wohl im Anfang, sie zu trösten. Aber sie sah ihn so streng an und fertigte ihn auf so kurze Weise ab, daß er es bald aufgab. Im Grunde war es bequemer so... Denn ihm war um das Kind nicht leid. Doch ein eigenes Kind hätte er gern gehabt. Das sagte er ihr auch einmal. Das heißt, er sagte nur: „Du wirst andere Kinder kriegen und das tote vergessen.“ Mehr zu sagen, getraute er sich nicht. Jadwiga blickte ihn nur verächtlich an. Es gelüftete sie nach keinem Kinde, das auch sein Kind gewesen wäre. Und die Ehe blieb kinderlos.

Aber Jadwiga hatte noch den Hund, ihren Hund, den sie von ihrer Frau, der Keperin aus dem Preussischen, geschenkt bekommen hatte und den sie zärtlich liebte. Er hieß Schnapp. Boleslaw fand den Hund abscheulich und mit ihm fand es das ganze Dorf; Jadwiga lächelte höhnisch dazu. „Von Hunden versteht Ihr nichts,“ sagte sie. Die Wahrheit war, daß Jadwiga Recht hatte: Schnapp war ein raffeciner Bullenbether von seltener Größe und Stärke, mit gespaltener Nase, hervorstehenden Zähnen und prachtvoll getigertem Fell. Eine wahre Bombe für Hundekenner. Und Schnapp hatte eine feine, exklusive Seele. Mit den Dorfkütern gab er sich nicht ab; er verachtete sie. Nur wenn ein größerer einen kleineren, schwächeren anfiel, griff Schnapp ein, zergauste den stärkeren und befreite den kleinen. Er hatte Kraft und Muth. Eimal hieß es: „Der Schinder kommt!“ Und Alles rief nach den Hunden, trieb sie in die Häuser und schloß die Thüren ab. Nur die herrenlosen Hunde, um die Niemand sich kümmerte, blieben zurück und wurden vom Schinder gefangen. Schnapp aber lag ganz ruhig vor dem Thor und bewachte das Haus. Jadwiga und Boleslaw waren fortgegangen. Der Schinder kam heran, erblickte den Hund und wollte ihm die Drahtschlinge um den Hals werfen. „Oho!“ mochte da Schnapp denken. „Dazu laß Dir die Lust vergehen, mein Junge!“ Er sprang in die Höhe, dem Schinder an die Brust und warf ihn nach hinten in den Sand. Dann stellte er sich auf ihn und stieß ihn bedrohlich an. Der Mann schrie jämmerlich um Hilfe.

Aber Niemand wagte, ihm beizuspringen. Denn Alle fürchteten Schnapp und seine Stärke. Man mußte warten, bis Jadwiga nach Hause kam und den Schinder aus seiner kläglich:n Lage befreite. Sie wollte sich vor Lachen ausschütten. „Recht geschieht Euch!“ sagte sie zu dem Schinder, der vor Wuth und Angst ganz bleich war. „Ihr wißt so gut wie Alle, daß der Hund nicht herrenlos ist, daß er mir gehört. Weßhalb also habt Ihr ihn fangen wollen?“ Der Schinder wurde noch verhöhnt und mußte wie ein begossener Pudel abziehen.

Doch wenn man Schnapp in Ruhe ließ, war er sanft wie ein Lamm. Aber gehorsam war Schnapp nur einem Menschen: seiner Herrin. Boleslaw hatte nicht die geringste Macht über ihn. Schnapp behandelte den Mann der Gebieterin so zu sagen von oben herab. Er lief ihm nicht nach, wenn er fortging; bearüßte ihn kaum, wenn er nach Hause kam; vermüßte ihn nicht, wenn er weg war. Seine ganze Liebe gehörte der blonden Herrin. Der Masthund theilte seine Liebe nicht. Jadwiga konnte mit ihm machen, was sie wollte. Und sie liebte ihn seiner Treue, Klugheit und Stärke wegen. Auch um seiner Schönheit willen: denn für sie war er schön, weil er von reiner Rasse war.

Als Boleslaw heute, an dem Unglückstag, vor dem Haus auf der Steinbank saß, fiel ihm die Liebe, die zwischen Jadwiga und dem Hund bestand, schwer auf die Seele. „Was wird sie sagen?“ dachte er. „Was wird sie sagen?“ Und trüb und gleichsam verloren starrte er vor sich hin.

Jadwiga trat mit Schnapp aus dem Hause, sah Boleslaw müßig sitzen und ärgerte sich. „Hast Du denn gar nichts zu thun?“ redete sie ihn an. „Die Schweine sind noch nicht gefüttert. Hörst Du nicht, wie sie schreien?“

„Wohl höre ich sie“, gab Boleslaw zur Antwort.

„Und rührst Dich trotzdem nicht? O Du gottverlassener Thierschinder und Nichtsthuer!“

Er sah die erhobene Hand, sah den Schlag kommen und hielt still. Was lag an einem Schlag! Der Schlag kam, that aber keine Wirkung. Boleslaw zwachte nicht einmal. „Jadwiga“, sagte er, „heute ist ein edler Tag.“

„Weßhalb denn?“ entgegnete sie scharf und ungeduldig.

„Ein altes Weib habe ich als Erstes heute gesehen; ein Hase ist über meinen Weg gelaufen und . . .“

„Ein Narr sitzt jetzt vor dem Haus“, fiel sie ein.

„Jadwiga, verständige Dich nicht! Die Zeichen haben nicht getragen.“

„Was soll denn geschehen sein?“

„Das wirst Du gleich hören.“ Er schätzte aufs Neue. „Der Pächter vom Grafen da drüben war wieder hier.“

Jadwiga wurde plötzlich roth. „Ich weiß“, sagte sie schnell. „Ich bin ihm heute dreimal begegnet. Was aber geht es Dich an, wenn er hier ist?“

„Wohl geht es mich an. Und Dich auch. Weißt Du, warum er so oft zu uns kommt?“

Sie sah ihn an: mißtrauisch und lauernd. Aber sie sagte nichts.

„Des Hundes wegen kommt er, Schnapps wegen. Er ist ein Gottloser, dieser Koloman Nagy. Ein Beyr ist er, dieser Magyar. Schnapps wegen kommt er.“

Jadwiga lachte gellend auf. „O Du heilloser Dummkopf!“

„Lache nicht. Er will den Hund haben. Zur Zucht für seine Hündin. Wir sollen ihn ihm verkaufen.“

Jadwigas Gesicht veränderte sich, drückte zuerst Enttäuschung, dann Aerger aus. Des Hundes wegen war er gekommen? Des Hundes wegen ihr nachgeschlichen? Und sie hatte geglaubt . . .

„Ja, er will ihn kaufen“, fuhr Boleslaw fort. „Und wir müssen ihn hergeben.“

„Wir müssen? Wer sagt Das?“

„Ich, Jadwiga. Er trägt ein zu heftiges Verlangen nach dem Hund. Wenn wir Nein sagen, bringt es dem Hunde Unglück und uns.“

„Wieso denn? Was ist denn Das wieder für ein Blödsinn?“

„Verständige Dich nicht! Du weißt so gut wie ich, daß man Dinge oder Thiere hergeben muß, wenn Jemand sie heftig begehrt. Thut man es nicht, dann rächt er sich an den Dingen und Thieren. Die Dinge verderben und die Thiere verrecken. Unglück kommt über das Haus, vielleicht über den ganzen Ort. Wir müssen den Hund hergeben. Der Koloman Ragy hat im Wirthshaus davon gesprochen. Viele haben es gehört. Sie würden uns verwünschen und für jedes Unheil verantwortlich machen. Und der Hund würde eingehen.“

„Ich geb' ihn nicht her“, sagte sie entschlossen und drückte den Hund fest an sich. „All Das ist Aberglaube und Unsinn.“

„Sag' Das nicht! Jeder glaubt daran. Sie werden Dich hassen. Sie lieben Dich so wie so nicht.“

„Was ich mir schon daraus mache!“

„Aber ich. Sie werden sich rächen. Lieber den Hund opfern als Dich.“

„Sorge Dich nicht um mich. Und sprich nie wieder davon. Nie wieder, hörst Du? Und jetzt geb' die Schweine füttern.“ Sie pfliff dem Hund und kehrte mit ihm ins Haus zurück.

Boleslaw that, wie ihm geheißen war, sann aber, während er die Schweine fütterte, angestrengt darüber nach, wie'er es anfangen sollte, um den Hund zu entfernen, ohne daß Jadwiga Etwas merkte. Denn fort mußte Schnapp. Gefahr und Verantwortung waren zu groß. Diesmal mußte er — zum ersten Mal — Jadwiga gegenüber fest bleiben. Ihr selbst und auch dem Hund zu Liebe. Ja, er mußte . . .

Jadwiga aber ging mit Schnapp ins Dorf . . . Dieser komische Mensch! Kommt des Hundes wegen von so weit her. Darauf wäre sie niemals verfallen: daß es um des Hundes willen geschah. Aber es schmeichelte ihr doch, daß er Schnapp haben wollte. Und der Mann stieg dadurch in ihren Augen. Die im Dorf waren so dumm und erkannten den Werth des Hundes nicht. Der aber verstand sich auf Hunde. Doch haben sollte er ihn nicht. Um keinen Preis. Und Das wollte sie ihm sagen.

Sie fand ihn noch im Wirthshaus, an einem Tisch mit Anderen, und er führte das große Wort. Ein hübscher Mensch war er: schlank und geschmeidig, mit einem braunen BizeunerGesicht, dunklen Augen und Locken. Und so fest waren seine Augen, daß Jadwiga immer roth wurde, wenn sein dreister Blick sie traf. „Es ist mir dann, als hätte ich keine Kleider an“, dachte sie. So war es auch jetzt. Koloman Ragy sah sie an und ihr schoß das Blut in die Wangen.

„Schön, daß Ihr mir den Hund bringt,“ sagte er mit frechem Lächeln.

„Dieses Gelächern laßt Euch vergehen“, erwiderte sie finster. „Der Hund ist mir nicht feil. Das wollte ich Euch sagen: und damit Gott befohlen.“

Er vertrot ihr den Weg. Sie wurde noch röther. Seltsam, wie warm ihr seine Nähe machte! Boleslavs Nähe machte ihr niemals warm. Eher kalt.

„Ich bin mit Eurem Mann schon handelseinig geworden“, sagte er. „Hundert Gulden zahle ich für den Hund.“

„Die Ihr natürlich schuldig bleibt.“

Er warf einen Schein auf den Tisch: „Da ist das Geld!“

Die Anderen küsterten, murrten, verwunderten sich: „Das ist sündhaft! So viel Geld für einen Hund! Und sie greift nicht zu? Ja, ist sie denn verrückt?“

„Behaltet Euer Geld,“ sagte sie kalt. „Ihr steckt so wie so bis über die Ohren in Schulden und müßt bis zu uns ins Polnische kommen, um einen Juden zu finden, der Euch Geld leiht, weil Euch zu Hause keiner mehr traut. . . Darum werft Ihr auch das Geld zum Fenster hinaus: weil es fremdes Geld ist. Mit eigenem geht man achtsamer um.“

„Was kümmerts Euch?“ Er lachte. „Reist Ihr etwa gern? Das steht schönen Frauen nicht. Die sollen lässen und lächeln und den Mund halten.“

„Für Euch habe ich weder Küsse noch gebe ich Euch den Hund.“

„Und ich kriego doch Beides!“ raunte er ihr zu, — ihr ganz naß.

„Versuchts!“ stieß sie heraus, packte Schnapp am Halsband und ging mit dem bedrohlich knurrenden Thier hinaus.

Der Mann lachte hinter ihr her.

Als Jadwiga wenige Tage darauf von einem Krankenbesuch nach Hause kam, war Schnapp fort. Eifrig hatten sie ihn weggelockt: Koloman Ragy war heimlich mit seiner Händin gekommen, um Schnapp zu entführen. Boleslaw war mitgefahren und Schnapp hatte, von der Liebe verblendet und nichts Böses ahnend, arglos im Wagen Platz genommen und geglaubt, es handle sich um eine lustige Spazierfahrt. Weit, weit war man gefahren: vier Stunden lang; bis über die Grenze. Und in Ragys Behöst hatte man den Rüden und die Händin in einen Stall getrieben und sie da eingeschlossen. Schnapp hatte sofort zu heulen angehoben und heraus gewollt. Und Boleslaw war, sich die Ohren zuhaltend, davon gefahren. Es war ihm leid um den Hund; und noch mehr that ihm Jadwiga leid. Aber was war zu machen gewesen? Den Born des ganzen Dorfes hätte man auf sich geladen. Und dem Hund hätte es Unglück gebracht; und ihnen Beiden auch. Man kann nicht gegen den Strom schwimmen.

Unheimlich war ihm, daß Jadwiga, als er ihr Alles sagte und sich, wie ein Mörder, der Schläge fürchtet, vor ihr wand, keine Silbe erwiderte und ihn nur verächtlich ansah. Nein: es freute sie nicht einmal mehr, ihn zu schelten und zu puffen. Er war wirklich zu dumm, zu erbärmlich. Und so feig. Wie er vor ihr zitterte! Und feige Männer waren ihr immer widerlich gewesen. Auch blonde Männer. Und er war so blond und so weiß. Ekelhaft war er ihr. Und Der wollte ein Kind mit ihr, von ihr haben! Nein. Schönsten Dank. Das wird nie geschehen.

Und am nächsten Tag war auch Jadwiga fort.

Sie kehrte nicht zurück. Sie schrieb auch nicht. Nur durch einen Boten

ließ sie Boleslaw sagen: Sie sei bei Schnapp und bleibe bei Schnapp. Der Hund könne ohne sie nicht leben und würde, ihr fern, zu Grunde gehen. Er habe weder gefressen noch erlaubt, daß Jemand ihm nah komme. Jetzt aber sei er wieder sanft wie ein Lamm. Da er im Hause Boleslaws nicht länger bleiben dürfe, müsse sie wohl in Naggs Hause bleiben. Und da Nagy oben drein nach ihr eben so heftiges Verlangen trage wie nach Schnapp, müsse sie sich ihm fügen. Sonst käme ja wohl Unheil über sie, über Boleslaw und vielleicht übers ganze Dorf; und solche Verantwortung wolle sie nicht auf sich nehmen.

Der Mann sagte nichts und that auch nichts. Er ließ Jadwiga bei Schnapp und Nagy und duldete mit stumpfsinnigem Schweigen den Hohn des ganzen Dorfs. Wenn er Trost brauchte — und er brauchte ihn oft —, suchte er seine Nachbarin, die Witwe Frau Anastasia Muminoka, auf.

Und Anastasia frohlockte Sie haßte Schnapp, weil er einmal ihrem Hunde, der ein Freigling war und stets nur über schwächere Hunde herfiel, bei einer Rauferei mit einem arg bedrängten kleinen Rödterchen das Fell zerhaut und das linke Ohr zerbißen hatte; und weil Schnapp Jadwiga gehörte. Und sie haßte Jadwiga, weil sie Boleslaw Walnocki geheirathet hatte, was Anastasia selbst — ach, wie gern! — gethan hätte. Jadwiga, so blond und weiß sie war, schien ihr eine Satansochter. „Darum zieht es sie auch zu den schwarzen Männern hin“, sagte sie von Jadwiga und bekreuzigte sich dabei.

„Warum nehmt Ihr ihn denn, wenn Ihr die blonden Männer nicht ausstehen könnt?“ hatte sie die Rivalin vor deren Verheirathung mit Boleslaw bebend vor Wuth gefragt.

„Warum sollte ich ihn nicht nehmen?“ war Jadwigas Antwort gewesen. „Ich brauche Wohlstand für mich und mein Kind und den finde ich, wenn ich Boleslaw heirathe. Uebrigens liebe ich keinen Mann. Ich möchte auch die schwarzen lieber beißen als küssen. Aber mich treibt zu ihnen Etwas hin, dem ich nicht widerstehen kann. Doch Liebe ist es nicht. Zwang ist's. Sobald ich ein Kind von dem Schwarzen hatte, war mir der Mann gleichgiltig. Ueberflüssig war er mir und ich habe ihn weggeworfen, wie eine ausgepreßte Citrone. Wenn man ein Kind ohne Mann haben könnte: ich glaube, ich gäbe mich Keinem hin.“

„O Du Teufelsbrut!“ hatte Anastasia gedacht, der immer um den Mann und nie um das Kind zu thun gewesen war.

Sie berichtete dem verlassenen Boleslaw Jadwigas sonderbare und gottlose Reden und er hörte ihr schweigend zu und ächzte nur leise, wie er zu thun pflegte, wenn ihm das Herz recht schwer war. Der hatte sie jetzt, der schwarze Nagy; und ihm sah sie noch immer im Blut. Doch von dieser einen Pein absehen, ging es ihn jetzt, wo er wieder allein war, besser als in der Zeit seiner Ehe. Niemand trieb ihn mehr zum Brunnen hin und zur Arbeit an. Das Vieh war unsauber wie er und doch gab es deshalb weder Scheltworte noch Pöffe. Anastasia besorgte sein Haus, war fast den ganzen Tag bei ihm und blieb, aus Mitleid, wie sie sagte, oft über Nacht bei ihm, damit er sich nicht einsam fühle. Und ihm wars recht so. Er konnte nicht ohne Weib sein und sügte sich Neger, die ihn gerade haben wollte. Und Anastasia quälte ihn nicht. Nie drehte sie sich in der Nacht von ihm weg und sagte: „Laß mich in Ruhe. Ich mag nicht.“

Sie „mochte“ immer. Und wenn es auch gerade keine Wollust war, ihren hageren Körper zu umfassen, so war es doch besser als nichts; und jedenfalls war es bequem.

Dennoch dachte er oft an Jadwiga. Er sprach nie von ihr, zitterte aber bei dem Gedanken, mit seinem ungewaschenen Gesicht vor ihr zu stehen. Wenn sie das schmutzige Vieh, das schlecht bestellte Haus sähe: was sie wohl dazu sagen würde! Anastasia aber glaubte, er habe Jadwiga ganz und gar vergessen, weil er nie von ihr sprach. Und sie triumphirte.

Nach einem Jahr war Jadwiga plößlich wieder da. Wie sie schon einmal ins Dorf zurückgekommen war: mit Schnapp und einem kleinen Kind auf dem Arm... Koloman Nagy war, erdrückt von Schulden, durchgebrannt und irrite, von der Polizei verfolgt, irgendwo umher. Und Jadwiga hatte, nun sie ein Kind von ihm besaß, sich von ihm losgesagt und war wieder da.

Zu Anastasia, die ein Gespenst zu sehen meinte und sie sprachlos und mit offenem Mund anstarrte, sagte sie bloß: „Ihr wohnt nebenan, Frau Anastasia. Geht ein Haus weiter: dort seid Ihr daheim. Hier habt Ihr nichts zu suchen.“

Die Witwe, außer sich vor Wuth, blickte, Hilfe heischend, auf Boleslaw. Der würde sie doch schützen und dem frechen Weib die Thür weisen. Doch Boleslaw sah stumm, bloß, vernichtet, und ächzte leise.

„Geht, Frau Anastasia“, sagte Jadwiga kalt. „Schnell. Oder ich hebe den Hund auf Euch.“

Anastasia fürchtete sich vor Schnapp. Was also sollte sie thun, da Boleslaw keine Miene machte, sie zu schützen? Sie ging.

Boleslaw wollte Etwas sagen, brachte aber kein Wort heraus. Er fühlte auch dunkel, daß er eigentlich irgend Etwas thun müsse: das Weib hinauswerfen oder niederschlagen. Aber er that nichts. Er blieb sitzen und fuhr fort, zu ächzen. Wie Alle im Dorf ihn verhöhnen und verachten würden! Was war er aber auch für ein Mann! Ach Gott! Er war ja gar kein Mann. Ein Feigling war er. Solchen Feigling hatte es ja nie noch gegeben. All Das schoß ihm wie durch den Kopf; doch er sagte nichts, und that auch nichts.

„Wie siehst Du denn aus?“ herrschte Jadwiga ihn an. „Ungewaschen und ungekämmt! Ich will Dich gleich zum Brunnen treiben. Aber zuerst muß ich das Kind versorgen. Bis ich eine Wiege habe, schläft es bei mir.“

„Und ich?“ wollte Boleslaw fragen. Aber er sagte auch Das nicht.

„Wie sehen denn die Betten aus?“ sprach Jadwiga scheltend weiter. „Unsauber und zerknüllt! Ihr Schweine! Da muß ich zuerst Ordnung schaffen. Halte das Kind.“

Sie gab es ihm. Und er nahm es. Ihr Kind, das er haßte und vor dem er doch jetzt schon zitterte, so klein es war. Alles haßte und fürchtete er: das Kind, das Weib, Schnapp, sich selbst und seine Feigheit: „Gott, mein Gott! was für ein jämmerliches Hundeleben steht mir bevor!“

Und er würde es ertragen. Er mußte es. Weil er mußte. Weil ihm das Weib noch immer im Blut saß. Was sollte er machen? Schweigen hieß es und dulden.

Aber er hatte Recht behalten. Ein Unglückstag wars gewesen, damals...

Osterstimmung.

Diesmal begeht die Börse ihr Osterfest im Zeichen des Ritualmordes. Herr Mantkewitz hat nämlich einige arme Christen-seelen aufgespürt; die Aktien der Deutschen Bank zu fixen gewagt haben, und diese Freuler sind hingeschlachtet worden, auf daß ihr junges Blut die Fettspeise würze. Bankdirektoren können grausam sein. Wer sie in den Generalversammlungen friedlich um den langen Tisch gruppiert sieht, in den behaglichen Räumen, an deren Wänden sie manchmal in offigis hängen, möchte sie für die sanftesten Menschenkinder halten. Sacht, schläfrig fast, haspelt sich unter ihrer Leitung die Tagesordnung ab, wie der Faden von einer Spule, die von einer Maschine getrieben wird. Ein Aktionär, den die Agrarier ins Feld geschickt haben, erhebt sich und fragt, wie der Vorstand sich zu der Reform des Börsengesetzes verhalte. Und Herr Gwinner, der schon so oft dem Beherrscher aller Gläubigen im Pildiz-Kiosk wenigstens symbolisch den Fuß auf den Nacken gesetzt hat, wenn der Padißchah ihm nicht den Willen that, ist so freundlich, dem Frager in mildem Ton zu erwidern, man werde sich „mit Dem zufrieden geben, was von der heutigen Regierung und von der heutigen Reichstagsmehrheit zu erhalten sei.“ Das paßt in den Kram der Börsenfeinde, die solche Wenigsamkeit bei den Debatten im Plenum weiblich ausbeuten werden, um sich gegen jede Konzession zu wehren, die über die Vorlage hinausgeht. Friede soll in der Generalversammlung herrschen, Friede um jeden Preis. Nur keine Szene, kein Vergerniß! Der Agrarier ist glücklich zum Schweigen gebracht. Jetzt nur noch die heikle Pflicht erfüllt, zwei, drei Worte über den Geschäftsgang im laufenden Jahr zu sagen; so verlangt die Schablone, die *suprema lex* ist und bleibt. Für solche Mission, für die Aufgabe, zu reden, ohne Etwas zu sagen, wählt man den Direktor Rudolf Koch, der also anhebt: Die Umsätze haben sich wieder vermehrt; der Krieg macht die Lage ungewiß; die finanzielle Grundlage des Institutes wird allen Stürmen trogen. Während dieser Enthüllungen greift Niemand hastig nach der Klinke der Saaltür, um rasch hinausstürzen und die Botschaft als Erster in die Burgstraße tragen zu können. Ein Senator, den die Last seiner Verantwortlichkeit und seiner Renten ermüdet, ist eingeschlafen. Von den Knien gleitet der Jahresbericht der Bank, der am Eingang als Souvenir vertheilt wurde, obwohl er längst veröffentlicht ist. In der Kanonierstraße halten Droschken und Equipagen. Das ist in dieser Gegend alltäglich. Kein Eilbote bringt Meldungen an die Börse. Die denkt kaum daran, daß in der Mauerstraße eine Versammlung ehrenwerther Männer tagt, deren Namen unter den besten des Landes genannt werden. Nun ist's vollbracht; auch die Neuwahlen in den Ausschichtsrath sind mit *Affirmation* vollzogen (*Affirmation* heißt, weil sich die heilige Handlung lautlos vollzieht, ohne die leiseste Regung der Aktionäre, die ruhig über sich ergehen lassen, was ihnen vorgeschlagen wird) und der Rotar hat jetzt das Wort. Der scheucht mit seiner kräftigen Stimme und seiner würdevollen Betonung die Schläfrigen wieder auf. Wie feierlich das Alles klingt, wenns von einem Justizrath vorgelesen wird! Gar nicht zu glauben, wie viel man in dem Viertelstündchen erlebigt, beschlossen und geschaffen hat. Mit dem wärmenden Gefühl erfüllter Pflicht verläßt man den Saal, wo man, trotz dem *gonius loci*, trotz dem Hilde Georgs von Siemens, das im Prunkrahmen herniederbräut,

fast die Ehrfurcht vor neunstelligen Zahlen verlernt hätte. Ein einziges Mal im Jahr treten Aktionäre und Direktion einander gegenüber: und so feierlich knoslos verläuft diese Begegnung. Haben die Leute einander denn gar nichts zu sagen? Von all den Riesengeschäften, die die Deutsche Bank im letzten Jahr gemacht hat, kein Sterbenswörtchen? Von Gwinners Lippen kommt kein erbaulicher Vortrag, von Steinthal, dem Großmeister aller Bilanzkünste, kein Ton. Nicht einmal Wiße. Und im Ernst nichts von Alledem, was sich innerhalb der Bank abspielt und abspielen muß, damit ihr die Erfolge reifen, mit denen sie in ihrer Gewinn- und Verlustrechnung Staat machen kann. Weber von Fritz Meyer noch vom Stahlwerkverband wurde gesprochen. Rede und leer. Den Männern, die sich den Aktionären in kindlicher Harmlosigkeit zeigen, sollte man nicht vertrauen, daß sie der Kontremine so rauh an den Leib rücken können. Der Schein spricht dagegen. Und doch ist es so. Herr Mankewitz, der aus eigener Erfahrung weiß, wie schmerzhaft es mitunter ist, eingezwickelt zu werden, besonders wenn man mit unbarmherzigen Hankes zu thun hat, durfte nun selbst einmal den Peiniger spielen. Vielleicht hats ihm Vergnügen bereitet.

Keine Regel ohne Ausnahme. In der Nationalbank für Deutschland scheint man sich um die Stimmung der Aktionäre jetzt eifriger bemühen zu wollen. Am vorigen Sonnabend kritisierte dort in der Generalversammlung ein fremder Mann die Geschäftsführung recht unfreundlich; es fehle an Initiative, an Fühlung mit dem Berliner Handel, das Kapital der Bank bringe zu geringe Rente. Nicht einmal Großaktionär, nicht einmal gut rasirt; und ein Röhren lief durch die Reihen, als er mit heiserer Stimme rief: „Voger und Außenstände: Das sind die Gefahren des Kaufmannes!“ Die dem Kassirerth würdevoll vorsitzende Excellenz dankte dem ziemlich konfusen Herrn; und als die Versammlung geschlossen war, bat ihn Herr Geheimrath Witting, der Direktor der Nationalbank, zu traulicher Zwiesprache in sein Zimmer. Hansemann wäre anders mit ihm umgesprungen. Der geehrte Aktionär ließ sich aber gewiß schnell beschwichtigen und die Erinnerung an die Welhestunde wird ihm wohl noch die Ostertage verklären.

Osterriede hat sich auch auf die Gruppen herniedergesent, die so lange gehadert hatten. Siehe Stahlwerkverband. Kaum war dieses Ostrei in den rheinischen und schlesischen Farben so zierlich bemalt, daß Alles vor Wohlgefallen in die Hände klatschte: da bekam es auch schon einen Knick. Trotz dem Jahresgehalt von hunderttausend Mark, das ihm verheißen war, legte Direktor Lob sein Amt eben so rasch nieder, wie er es übernommen hatte. Differenzen über die Art der technischen Leitung, hieß es. Das ließ man sich ohne Widerrede gefallen; die verschiedenen Gebiete der Stahlindustrie unter eine einheitliche Organisation zu bringen, ist denn doch schwerer, als Steinkohlenzehen zu leiten, die ein Naturprodukt fördern, kein Fabrikat erzeugen. Bald aber ersuhr man, daß ein ganz anderer Grund den Rücktritt Lobs bewirkt hatte. Er wollte die zwei Duzend Banken, die vor der Vereinigung die Stahlwerke bedient — wichtiger: beherrscht — hatten, durch einen „konzentrischen“ Bankverkehr ersetzen. Noch hat das Gerücht keinen Namen genannt. Da aber Direktor Lob vom Stahlwerk Hoesch kam, darf man wohl annehmen, daß seine „konzentrischen“ Sympathien nach der Seite des Schaaßhausenschen Bankvereins neigen. Wenns wahr ist, wars sein ausgedacht. Auf dem Umweg über Düsseldorf, durch das

Mitglied des Stahlwerkverbandes, würde dann die Oberherrschaft stabilisiert, die bisher mit Erfolg vom Gegner bestritten wurde. Nur ist der Gedanke so verwünscht gefehlt, daß man ihn fast dumm nennen könnte. Und Direktor Leß, der trotz seinen Stahlkenntnissen für eine Aktion dieser Art noch lange nicht ausreichend gestählt war, verschwand schnell wieder in die Versenkung, aus der man ihn hervorgeholt hatte, um ihm die Krone, die vom Hr. Schwab hinterlassen war, aufs Haupt zu setzen. Wer in diesen Anfängen ein Omen sieht, wird vom Stahlwerkverband noch manchen Beweis der Eintracht und Solidarität erwarten. Einstweilen hat die Dresdener Bank, die Verbündete von Schwaßhausen, wieder Zeit gewonnen, sich ihren älteren Schülern zuzuwenden. Vielleicht widmet sie insbesondere der Aktiengesellschaft Ludwig Loewe & Co. einige Stunden tieferer Betrachtung. Das könnte nicht schaden. Wie kommt es, daß diese Gesellschaft 1903 weniger verdient hat als 1902? Schlimm genug, daß auch für das abgelaufene Jahr noch keine höhere Dividende gewährt werden konnte als für das vorangegangene, nämlich nur 10 Prozent. Wo sind die schönen Zeiten hin, in denen fünf Jahre nach einander 24 Prozent verteilt wurden und der Kurs ums Doppelte höher war, als er heute ist? Verschwunden; wer weiß, ob nicht auf Rimmerwiedersehen? Daß der Gewinn aber noch mehr zusammenschrumpfen und man, trotz geringeren Abschreibungen, gerade 10 Prozent verteilen würde, nur um nicht einen neuen Rekord nach unten zu schaffen: Das hatte Niemand erwartet. Und es geschah am Schluß eines Jahres, in dem an den wichtigsten Effekten der Gesellschaft, an deutschen Waffen- und Munitionsfabriken, an Union und Elektrischen Unternehmungen, ein so großer Buchgewinn erzielt worden ist, daß man davon allein eine Dividende zahlen könnte. Loewe rühmt sich, die Reserven seien schon so groß wie das gesammte Aktienkapital des Unternehmens. Dann bedarf es aber keiner stillen Reserven mehr und die Aktionäre haben ein Recht auf Auszahlung des verdienten Geldes. An Beschäftigung hat es Loewes Gesellschaft im vorigen Jahr kaum gefehlt. Wie schlecht aber müssen die Preise gewesen sein, wenn das Ergebnis dennoch so armsüßig ausfiel! Ähnliche Erfahrungen werden sich vielleicht für das Jahr 1903 und den Anfang von 1904 wiederholen, wenn nach und nach die Abschlüsse der Gesellschaften das Licht erblicken. Und es ist noch sehr fraglich, ob die Zufallsbedürfnisse, die der russisch-japanische Krieg erzeugt, hinreichen werden, um der deutschen Industrie den Ausfall zu ersetzen, den die Störung der Friedensruhe bewirkt. Sieht man von kleinen städtischen und bundesstaatlichen Anleihen ab, so ist von Emissionen wenig zu merken, noch viel weniger als im vorigen Jahr, dessen Leistungen auf diesem Gebiet auch schon recht gering waren. Zur ersten Halbjahr 1903 kamen 42 Gründungen mit 77 Millionen Mark Kapital; vier Jahre vorher waren 182 Objekte mit 252 Millionen Mark Kapital. Das heißt: allzu viel Geld ist für den Ankauf von Effekten nicht zu haben. Ist aber das Publikum effektenstreu geworden, dann hält es sich auch in seinem übrigen Konsum zurück und greift am Liebsten nach billiger Waare. Kohlen-Syndikat und Stahlwerkverband allein thuns nicht, wenn Friede und Verbrauchsfähigkeit fehlen. Mit welchen Hoffnungen hatte man an der Jahreswende dem Frühling entgegengesehen! Nun naht das Osterfest: und man denkt mehr an die zehn Plagen Ägyptens, an den Todesengel, der über die Häuser hinschritt und die Erstgeborenen sterben ließ, als an das frohe Wunder der Auferstehung. Dis.



Notizbuch.

Das Gefecht bei Omikokorero hat mit noch schmerzhafterer Deutlichkeit als die früheren Scharmügel gezeigt, daß die deutsche Truppenmacht in Südwestafrika zu rascher Ueberwältigung der rebellischen Hereros nicht ausreicht. Diese traurige Erfahrung machten wir um die Mitte des Märzmonats. Doch zwei, drei Wochen später erst wurden und werden auf Schiffen von geringer Fahrtgeschwindigkeit kleine Truppenabtheilungen ins ferne Aufstandsgebiet nachgeschoben. Wenn eine andere Großmacht in Kolonialkriegen so handeln, solche Schlappen erleiden und in so lässiger Gemüthsruhe darauf reagieren würde, wäre unsere Presse des Höchsten voll. Jetzt ist fast Alles still. Das Centrum oder die Sozialdemokratie, irgend eine Partei, die vor den Phrasengewittern des Herrn Grafen Bülow noch nicht ins Mausloch kriecht, sollte nach den Osterferien sofort den Bundesrath interpelliren. Ob der mit Milliardenopfern geschaffene Apparat, über den die deutschen Militärbehörden gebieten, schon so schlecht funktioniert, daß ein paar tausend Soldaten nicht in achtundvierzig Stunden mobil zu machen sind. Ob die ungewein patriotischen Rhetorikfirmen, für deren ruhmreiche Thaten fast allwöchentlich Reklame gemacht wird, nicht, wenn dem Reich die Mittel zu raschem Transport fehlen, für diesen ernststen Nothfall ein großes, schnell fahrendes Schiff zur Verfügung gestellt hätten. Ob zur Sicherung deutschen Lebens und Eigenthums nicht gesehen konnte, was für Kalesund geschah, das die deutsche Hilfe gar nicht brauchte. Ob der verantwortliche Reichskanzler die Pflicht erfüllt hat, dem Kaiser, der im Mittelländischen Meer Festtage verleiht, rückhaltlos zu melden, was in Afrika auf dem blutigen Spiel steht. Ob den Verbündeten Regierungen zum Bewußtsein gekommen ist, welche Folgen es für das deutsche Prestige, für die ganze deutsche Kolonialpolitik haben muß, wenn Deutschlands Wehrmacht in Wochen und Monaten nicht den Aufstand eines Stammes niederzujwingen vermag (dem sich, unter solchem Eindruck, bald andere anschließen werden). Für die Worthälften mag die Parlamentsroutine sorgen; der Ton der Interpellation kann gar nicht schroff genug sein. Denn was wir erleben, ist in parlamentarischer Redeweise nicht angemessen zu charakterisiren. Lieblich, wie immer, auch die liebe berliner Presse. Streit, ob drüben strategische Fehler gemacht worden sind. Das kann von hier aus einstweilen nicht einmal der Sachverständige beurtheilen. Klar aber ist, daß in Berlin, an den berühmten „maßgebenden Stellen“, die nöthige Voraussicht und der rechte Eifer gefehlt haben. — so klar, daß uns die Augen heißen. Mag der Aufstand durch die Proffisucht der Händler, durch Roheit und Unzucht einzelner Kolonisten oder durch eine schlechte Verwaltungsprogris verschuldet sein: die Aufgabe war, ihm so schnell ein Ende zu machen, daß die Schwarzen vor der Gewalt des Deutschen Reiches zittern lernten. Das konnte das Volk verlangen. Das mußten die Regirenden leisten. Dafür werden sie bezahlt. Können sie es nicht, so soll man sie pensioniren; heute lieber als morgen. Jetzt muß der Deutsche sich schämen, wenn er bedenkt, wie er die Engländer ausgelacht hat, weil sie der unendlich größeren Schwierigkeiten des Burenkrieges nicht im Handumdrehen Herr werden konnten. Und die Presse schweigt. Erzählt Räubergeschichten über die Mängel der russischen Flotte, über die Mißstände in der Wandtschurei, schwagt über allerlei Splitter in Anderer Augen. Und berichtet mit langweiligster Ausführlichkeit, welchen Noth der Kaiser an Bord seiner Yacht morgens, mittags und abends getragen und welche Unbeträchtlichkeiten Herr Viktor Emanuel beim Diner oder Souper von

sich gegeben hat . . . Am dreizehnten März waren bei Dwisokorero sieben deutsche Offiziere und neunzehn deutsche Soldaten gefallen. Erst am neunzehnten März wurde das Unglück in Berlin bekannt. Und am selben Abend war bei dem preussischen Minister Pobjielski Ball, spielte beim Kanzler Bülow eine Zigeunerkapelle schwappenden, zehenden Abgeordneten, Staatscommis und Journalisten auf. Was geht Das uns an? Das geht uns gar nicht an. Lustig, Ihr Leute! Incipit Idollitas . . .

Drei Aktenstücke, die uns wieder einmal erkennen lehren, welche nützliche Arbeit in den Justizfabriken geleistet wird. Keine Sensation; ein Alltagsfall:

A. In der Strafsache gegen den Kupfer Schmied Paul Reiche, den Kupfer schmied Otto Roestel, den Maler Max Dopischay, den Arbeiter Max Fest, sämtlich in Frankfurt a./O. wohnhaft, wegen Uebertretung der Oberpräsidialverordnung vom vierten Juli 1898 hat, auf die von den Angeklagten gegen das Urtheil des Königlichen Schöffengerichtes zu Frankfurt a./O. vom dreizehnten Juli 1903 eingelegte Berufung, die zweite Strafkammer des Königlichen Landgerichtes zu Frankfurt a./O. für Recht erkannt: Die Berufungen der Angeklagten Reiche und Dopischay gegen das Urtheil des Königlichen Schöffengerichtes werden auf Kosten dieser Angeklagten verworfen. Auf die Berufung der Mitangeklagten Roestel und Fest wird das gedachte Urtheil, so weit es diese beiden Angeklagten betrifft, aufgehoben und werden diese beiden Angeklagten freigesprochen. Die Kosten des Verfahrens gegen Roestel und Fest werden der Staatskasse auferlegt.

Gründe:

Die genannten vier Angeklagten sind unter der tatsächlichen Feststellung, daß sie am Sonntag, den siebenzehnten Mai 1903 in Sieversdorf kurz vor Beginn des Gottesdienstes Wahlflugblätter vertheilt und damit eine öffentlich bemerkbare Arbeit verrichtet haben, welche geeignet war, die äußere Heiligkeit des Sonntags zu beeinträchtigen, durch Urtheil des Königlichen Schöffengerichtes zu Frankfurt a./O. auf Grund der §§ 1 und 17 der Oberpräsidialverordnung vom vierten Juli je mit 5 Mark Geldstrafe, eventuell mit einem Tage Haft bestraft worden. Gegen dieses Urtheil haben die Angeklagten rechtzeitig Berufung eingelegt. Die stattgehabte Verhandlung hat Folgendes ergeben:

Die vier Angeklagten sind Mitglieder des frankfurter Arbeiter-Radfahrer-Bundes und haben sich vor der am sechzehnten Juni 1903 stattgefundenen Reichstagswahl der Parteileitung der frankfurter Sozialdemokratie zum Zweck der Wahlagitation, speziell der Vertheilung von sozialdemokratischen Flugblättern, zur Verfügung gestellt. Am Sonntag, den siebenzehnten Mai 1903 begaben sich die vier Angeklagten zu Rad nach Sieversdorf und vertheilten dort kurze Zeit vor Beginn des Frühgottesdienstes Flugblätter. Sie gingen von Haus zu Haus und gaben dort die Flugblätter aus, die sie einer unter dem Rocke getragenen, in Riemen hängenden Tasche entnahmen. Während die Angeklagten Roestel und Fest sich darauf beschränkt haben, die Blätter in den Häusern zu vertheilen, haben Reiche und Dopischay Dies auch auf der öffentlichen Dorfstraße zu thun versucht; denn wie der Zeuge Bauer Schäle glaubwürdig bekundet hat, hat Dopischay ihm, während er auf dem Wege zum Gottesdienst war, auf offener Straße ein Flugblatt aufzubringen versucht und hat auch Reiche dem Arbeiter Jüterbock ein solches auf der Dorfstraße angeboten. Wie der Vorberrichter zu-

treffend ausgeführt hat, ist Arbeit jede auf Erfolg gerichtete Thätigkeit, die nicht zum Vergnügen oder zur Erholung geschieht, die vorstehend geschilderte Thätigkeit der Angeklagten an und für sich als „Arbeit“ im Sinne des § 1 der Oberpräsidialverordnung vom vierten Juli 1898 anzusehen. Zur Strafbarkeit einer am Sonntag vorgenommenen Arbeit erfordert indessen der § 1 der bezeichneten Verordnung, daß sie eine öffentlich bemerkbare oder, wenn in Häusern und Betriebsstätten vorgenommen, eine geräuschvolle sein muß, in beiden Fällen aber geeignet sein muß, die äußere Heilighaltung des Sonn- und Feiertages zu beeinträchtigen. Die Angeklagten Hoestel und Hest haben die Flugblätter lediglich in den Häusern vertheilt. Das Berufungsgericht hat eine solche Arbeit nicht als eine geräuschvolle zu erachten vermocht und deshalb diese beiden Angeklagten von der Uebertretung der Oberpräsidialverordnung vom vierten Juli 1898 freigesprochen. Anders liegt die Sache bezüglich der Angeklagten Reiche und Dopischay. Diese haben auch auf der Dorfstraße, also, wie das Zeugniß des Bauers Schäle ergibt, in öffentlich bemerkbarer Weise Flugblätter vertheilt bezw. angeboten. Erwägt man, daß diese Arbeit unmittelbar vor Beginn des Gottesdienstes vorgenommen worden ist und daß daher einzelne Personen sich bereits auf dem Wege zur Kirche befunden haben, daß das aufdringliche Zusammenwirken der durch eine im Knopfloch getragene rote Rosette leicht als Sozialdemokraten erkennbare Angeklagten die religiöse Sammlung mancher Kirchgänger zu stören im Stande gewesen ist, wie bei dem Zeugen Schäde thatsächlich der Fall war, so kann und muß auch die Frage, ob die so gekennzeichnete Arbeit der Angeklagten Reiche und Dopischay die äußere Heilighaltung des Sonntags zu beeinträchtigen geeignet gewesen ist, bejaht werden. Mit Recht sind deshalb diese beiden Angeklagten bestraft worden.

B. Revision-Begründung.

Das Urtheil wird seinem ganzen Inhalt nach angefochten; wegen Verletzung der Präsidial-Verordnung vom dreizehnten Juli 1903.

I. Der Begriff der Arbeit ist verkannt. Das Landgericht hat sich der Definition des Amtsgerichtes angeschlossen. Es ist schon hervorgehoben — und darüber ist noch nie ein Zweifel gewesen —, daß mit dem Begriff „Arbeit“ immer eine gewisse, wenn auch noch so geringe Anstrengung verbunden sein muß. Nach der Definition des Landgerichtes müßte die Befriedigung des normalen Hunger- und Durstbedürfnisses als „Arbeit“ angesehen werden. Wenn man an „Arbeit“ denkt, denkt man an den Staub, an den Schweiß, die Mühen des Werktages, denkt man an das Bibelwort: „Im Schweiß Deines Angesichts sollst Du Dein Brot essen.“ Zum Ueberflus zeigt die Verordnung selbst an einer stattlichen Reihe von Beispielen, daß so auch die Ansicht des Gesetzgebers gewesen ist. Sie spricht überall von der Beschäftigung in Feld und Acker, Läden und Arbeitsstätten.

II. Das Landgericht hätte aber — selbst nach der ihm eigenen Definition — die Angeklagten freisprechen müssen. Es hat auch die Begriffe „Vergnügen“ und „Erholung“ entweder verkannt oder in diesem Rechtsfall ohne jeden ersichtlichen Grund überhaupt nicht verwertet. Thatsächlich handelt es sich gerade in diesem Fall und gerade bei diesen Angeklagten um eine Thätigkeit, die bei ihnen keine anderen Gefühle auslöst als die des Vergnügens und der Erholung. Die Angeklagten sind sämtlich Fabrikarbeiter und Radfahrer. Nach

der Arbeit der Woche bildet die allsonntägliche Radfahrttour für sie allerdings eine sehr erwünschte Erholung. Wenn sie bei diesem Ausflug zugleich ihrer Partei, der sie mit Leib und Seele ergeben sind, dienen, so bereitet ihnen Das allerdings Vergnügen. Denn Vergnügen ist Alles, was in den Herzen der Menschen Freude und Lust erweckt. Das Gericht hätte also feststellen müssen, daß es sich hier nicht um eine Thätigkeit gehandelt hat, die zum Vergnügen oder zur Erholung geschah. Hierbei war insbesondere noch zu berücksichtigen, daß das Radfahren überall als Sport und nicht als Arbeit gilt und daß die Agitation durch die Angeklagten nicht gegen Entgelt, sondern aus rein ideellen Interessen im Dienste der Partei entfaltet wurde.

III. Zum Ueberflus stellt das Gericht noch fest, daß die Angeklagten die Flugblätter auf der Straße gar nicht vertheilt, sondern nur den Versuch hierzu gemacht haben. Der Versuch ist aber straflos. Auch der § 43 St G B. ist daher verletzt.

IV. Die „Arbeit“ der Angeklagten soll endlich geeignet gewesen sein, die äußere Heilighaltung des Sonntags zu beeinträchtigen. Das Gericht erörtert dabei „das aufdringliche Zusammenwirken der durch eine im Knopfloch getragene rothe Rosette leicht als Sozialdemokraten erkennbaren Angeklagten.“ Es ist nicht recht ersichtlich, was Politik — das Streben nach Macht im Staat — mit Religion — der Beziehung des Menschen zu seinem Gott — an sich zu thun hat. Und wenn man im Besonderen mit geschichtlichem Sinn daran denkt, aus welchen sozialen Schichten die christliche Religion ihren Aufstieg genommen hat, wird man vielleicht finden, daß Sozialismus und Urchristenthum über die Jahrtausende hinweg mancherlei Berührungspunkte haben. Und vielleicht stellten sich die ersten Sendboten des Christenthumes, wenn man sie heute in dieser Sache befragen könnte, doch noch eher zu den Angeklagten als zu den Stuenzners und Schäles. Aber darauf kommt es nicht an. Was will die Verordnung schützen? Doch nicht die religiöse, also eine rein innerliche Sammlung, sondern eine äußerliche Heilighaltung des Sonntags. Das Gericht verletzt also Sinn und Wortlaut des Gesetzes, wenn es feststellt, die Thätigkeit der Angeklagten sei geeignet gewesen, die religiöse Sammlung mancher Kirchgänger zu stören. Diese Feststellung ist angesichts der Verordnung völlig unzureichend. Auch deshalb, weil das Gesetz einen objektiven Maßstab verlangt, nicht das Gefühl mancher Kirchgänger entscheiden läßt. Das Gericht hätte feststellen müssen, daß ganz allgemein die Thätigkeit der Angeklagten die behauptete Wirkung nach der religiösen Seite hin gehabt hat. Diese Feststellung erschien, nach Dem, was der Amtsvorsteher von Sturzner ausgesagt hat, unmöglich. Dieser hat die Angeklagten, als sie im Dorf waren, festnehmen lassen und sich bereit, ihnen politische Aufklärung in seinem Sinn zu geben, dabei die Angeklagten oder ihre Partei als „arbeitscheues Gefindel“ beschimpft, was ihn allerdings nicht hindert, die Verurteilung der Angeklagten wegen „öfentlich bemerkbarer Arbeit“ zu beantragen. Die Thätigkeit der Angeklagten hat also die politischen Gefühle des Herrn Ortspolizeibeamten offenbar erheblich mehr verletzt als die religiösen. Vielleicht ist auch dem Zeugen nicht klar zum Bewußtsein gekommen, welcher Strom von Stimmungen stärker durch seine Seele flos. Das kann ihm um so weniger zum Vorwurf gemacht werden, als der Richterspruch selbst in aller Klarheit und

Deutlichkeit verkündet: Es ist sehr wohl möglich, daß das Herz des guten Christen, der seinen Gott suchen geht, schon durch den bloßen Anblick eines roth geschmückten Sozialdemokraten zu unfröhlichen Schlägen gebracht werden könnte. Freilich: die wahre Christenlehre lehrt anders. In der Bergpredigt, die dem Volk aus den Städten und Dörfern jüdischen Landes gepredigt wurde, klingen auch den heutigen Christen — auch denen auf dem kleinen Stückchen Erde, das da Sieversdorf heißt — die erhabenen Worte entgegen: Liebet Eure Feinde, segnet, die Euch fluchen, thut wohl denen, die Euch hassen, bittet für Die, so Euch beleidigen und verfolgen.

Ich beantrage: unter Aufhebung des Urtheils zweiter Instanz die Angeklagten freizusprechen und die den Angeklagten erwachsenen notwendigen Auslagen und Kosten der Staatskasse aufzuerlegen. Der Rechtsanwalt. Falkenf. 1b.

C. Der Strafsenat des königlichen Kammergerichtes in Berlin hat für Recht erkannt: Auf die Revisionen der Angeklagten Reichs und Dopischay wird das Urtheil des königlichen Landgerichtes zu Frankfurt a/D., so weit es diese Angeklagten zu Strafe und Kosten verurtheilt, nebst den darauf sich beziehenden tatsächlichen Feststellungen aufgehoben und die Sache in diesem Umfang zur anderweiten Verhandlung und Entscheidung, auch über die Kosten der Revisionsinstanz, an das Berufungsgericht zurückverwiesen.

Gründe:

Die Angeklagten haben am Sonntag, den siebenzehnten Mai 1903 in Sieversdorf, kurz vor Beginn des Hauptgottesdienstes, von Haus zu Haus gehend, in den Häusern Wahlflugblätter vertheilt; sie haben Das auch auf der Straße zu thun versucht, die Blätter wurden hier aber nicht angenommen. Sie haben die Blätter unter dem Rock getragen, in einer an Riemen hängenden Tasche. Die Strafkammer hat auf Grund dieser Feststellungen die Angeklagten gemäß §§ 1 und 17 der Polizeiverordnung vom vierten Juli 1898 verurtheilt, die „an den Sonntagen . . . alle öffentlich bemerkbaren Arbeiten“ verbietet, „sofern sie geeignet sind, die äußere Heilighaltung der Sonntage . . . zu beeinträchtigen“. Der Vorderrichter meint, Arbeit im Sinne dieser Verordnung sei „jede auf Erfolg gerichtete Thätigkeit, die nicht zum Vergnügen oder zur Erholung geschehe“; und eine solche Thätigkeit liege hier vor. Dies ist rechtsertrühmlich. Die Verordnung zählt im § 1 Abs. 2 eine Reihe von Thätigkeiten auf, die insbesondere zu den hiernach verbotenen Arbeiten gehören. Aus diesen Beispielen hat der Senat, bei zahlreichen ähnlichen Verordnungen, entnommen, daß unter Arbeit im Sinne des § 1 Abs. 1 nur solche Beschäftigungen zu verstehen sind, bei denen eine gewisse, nicht ganz unerhebliche Anstrengung der Kräfte in die äußere Erscheinung tritt. Zu welchem Zweck die Thätigkeit ausgeübt wird, ob zum Erwerb oder zum Vergnügen, ist an sich gleichgiltig. Bei der Beurtheilung ist aber die ganze Thätigkeit ins Auge zu fassen, also im vorliegenden Fall nicht bloß das Vertheilen oder Ausbieten der Blätter, sondern auch das Herumtragen. Nur wenn sich das Gesammtthun der Angeklagten als Arbeit im oben angegebenen Sinn darstellt und wenn es als solche öffentlich bemerkbar gewesen ist, konnte eine Verurtheilung angesprochen werden, vorausgesetzt weiter, daß das Thun geeignet war, die äußere Heilighaltung des Sonntages zu beeinträchtigen. Die Strafkammer hat dies Geeignetheit im vorliegenden Fall bejaht. Aber auch Das ist

nicht unbedenklich. Denn es scheint, als ob dabei ein wesentliches Gewicht auf die Parteistellung der Angeklagten gelegt wird, die „an einer rothen Rosette leicht als Sozialdemokraten erkennbar“ gewesen seien. Es kam aber nur auf die Arbeit an und darauf, ob diese zur Störung der Sonntagsruhe geeignet war, nicht auf die politische Parteistellung des Arbeitenden. Davon war auszugehen.

Oui, si nous n'avions pas des juges à Berlin! sagt Andrieux in seinem *Moulin de Sanssouci*. Der Straffenat des berliner Kammergerichtes, dem von modernen Kriminalisten viel Uebles nachgesagt ward, hat in diesem Fall mehr soziales Verständniß gezeigt als manche liberale Stadtverordnetenversammlung. Traurig aber ist, daß solche Fälle überhaupt möglich sind, daß für solche Quisquilien Aktenpapier unbrauchbar gemacht und die Arbeitszeit gebildeter Männer in Anspruch genommen wird. Traurig — und komisch zugleich —, daß in dieser Sache erst der höchste preußische Gerichtshof sprechen mußte. Soll die Sozialdemokratie etwa mit kleinen Tracasserien besetzt werden? Wer an diese Möglichkeit glaubt, war würdig, sein Leben lang immer wieder durchs Kasseforexamen zu fallen.

Eine Berichtigung aus dem Kriegsministerium bringt der folgende Brief:

„Sehr geehrter Herr Harden, Sie hatten mir gestattet, in dem Aufsatz 'Militärkritik' („Zukunft“ vom zwölften März) dem Herrn Grafen Ernst zu Redentlow auf seine Besprechung meines Buches „Sino ira et studio, Militärische Betrachtungen des Freiherrn von Suhlens“ zu antworten. Indem ich mich auf verschiedene Berichte der Tagespresse über eine Sitzung der Budgetkommission des Reichstages stützte, schrieb ich bei einer Erörterung der dienstlichen Befähigung der bemittelten und der unbemittelten Offiziere: „Vielleicht werden die wohlhabenden Offiziere künftig ein stärkeres Rückgrat zeigen. Sie sind dazu mittelbar ja vom Kriegsminister aufgefordert worden, der in der Budgetkommission sagte, den bemittelten Offizieren könne man nicht so leicht Vorschriften machen wie den unbemittelten Offizieren. Diese Offenbarung dürfte in den Annalen des preußischen Kriegsministeriums wohl einzig in ihrer Art sein.“ Vom königlich preußischen Kriegsministerium wurde mir nun geschrieben: „Was in Vorstehendem über die Ausführungen Seiner Excellenz des Herrn Kriegsministers gesagt wird, entspricht in keiner Weise den Thatfachen. Eine derartige Aeußerung — auch nur dem Sinne nach — ist nicht gefallen. Seine Excellenz der Herr Kriegsminister hat vielmehr, und zwar nur in Bezug auf den behaupteten Lugas in der Armee, mehrfach in der Budgetkommission erklärt, daß alle Mitglieder eines Offiziercorps verpflichtet seien und von den Kommanduren dazu angehalten würden, ihre Verbe haltung nach derjenige ihrer ärmsten Kameraden einzurichten. Es sei allerdings unmöglich, den wohlhabenderen Offizieren zu verbieten, daß sie mit ihren größeren Mitteln auch größere Ausgaben machten, so lange sie keinen Lugas trieben und die allgemeinen Verhältniffe des Offiziercorps nicht beeinträchtigten. Auch die von Eaer Hochwohlgeboren an die angeblichen Aeußerungen des Herrn Ministers geknüpften Betrachtungen sind daher in den thatsächlichen Umständen nicht begründet.“ Nach der Darstellung des königlichen Kriegsministeriums hat der Herr Kriegsminister also nicht, wie ich den niemals dementirten Berichten der Tagespresse entnommen hatte, die Schwierigkeit, den wohlhabenderen Offizieren Vorschriften zu machen, sondern nur das Unvermögen betont, diesen Offizieren zu unterlagen, daß sie mit ihren größeren Mitteln auch größere Ausgaben

machen, so lange hierunter nicht die allgemeinen Lebensverhältnisse des Offiziercorps leiden. Sie würden mich aufs Neue sehr verpflichtet, wenn auch diese Zeilen in Ihre Wochenschrift Aufnahme fänden.

Mit vorzüglicher Hochachtung bin ich Euer Hochwohlgeboren ergebener
Weißer Hirsch bei Dresden. Karl von Wartenberg,
Oberlieutenant a. D.

Unter den Vorklärern, die auf dem dresdener Parteitag der „Zukunft“ und ihrem Herausgeber gemacht wurden, war auch der, sie hätten russische Mischwirtschaft schmähslich beschönigt, würdelos die in Rußland Herrschenden umschmeichelt. Die Reußenregierung scheint darüber anders zu denken. Seit bald zwölf Jahren klagen die in Rußland lebenden Veseer über die Verstämmelungen, die im Text meiner Wochenschrift von der russischen Censur bewirkt werden. Und jetzt sind für Hinland zwei deutsche Blätter verboten worden: „Vorwärts“ und „Zukunft“. Herr von Plehwe scheint nicht so gut wie die Genossin Zetkin zu wissen, was dem Zarenreich frommt... Anders schallt es aus anderem Lager. Im ehrlichen „Reichsboten“ las ich vor ein paar Wochen: „Die „Zukunft“ des Herrn Harden, der „Vorwärts“ Singers und andere sozialdemokratische Organe überbieten sich in gehässigen Auslassungen über Rußland und wünschen ihm alles Böse“. Das ist zwar eine ungewöhnlich freche Lüge; denn gerade hier ist, seit der Asienkrieg begonnen hat, immer wieder gesagt worden, nur ein an der Oberfläche hastender Blick könne den Sieg Japans — der von Anfang an ja mindestens unwahrscheinlich war — wünschen, immer wieder gewarnt worden, den Europäergroß gegen den russischen Islam überfließen zu lassen. Doch das Geschrei von rechts und von links kann Zeden, der sich nicht unfehlbar täuscht, trösten; weil es ihn lehret, daß sein Wollen den Drillplätzen der Fraktionen fern geblieben und sein Wunsch, Klarheit und Wahrheit zu finden, auf dem richtigen Wege ist.

Der „Reichsbote“, der jetzt fast täglich von der keuschen Heldentugend der Pereros Kunde bringt, erzählte auch: „Die ganze übrige deutsche Presse verhält sich neutral und ist sich bewußt, daß uns Rußland, das 1866 und 1870 uns gegenüber eine wohlwollende Neutralität bewahrte, näher steht als Japan.“ Auch diese Behauptung ist erweislich unwahr. Der größte Theil der deutschen Presse verbirgt seine häßliche Liebe zu Japan kaum, verzeichnet mit süßlicher Freude alle Schwindelgeschichten, die aus Tokio, Yokohama, London in die Welt geschickt werden, läßt mehr russische Schiffe in den Grund bohren, als vor Port Arthur je ankerten, und bemüht sich eifern, Tag vor Tag gegen Rußland Stimmung zu machen. Ein Beispiel. Börsische Zeitung vom siebenundzwanzigsten März: „Nach der Entferrnung des die Ostsee einfahrt versperrenden schwer havarirten „Retwisan“ mußte man darauf gefaßt sein, daß der Vertheiliger von Port Arthur die wiedergewonnene Aktionsfreiheit seiner Flotte auszunutzen werde, um wenigstens mit einem Theil seiner Schiffe den heimlichen Durchbruch durch die feindliche Einschließungslinie zu wagen. Aber nichts Dergleichen ist erfolgt. Unbekannte Gründe fesseln noch wie vor das kostbare Material der russischen Flotte an die schützenden Küstenbefestigungen... Besonders deprimirend wird der Verlust des Panzerkreuzers „Bajan“ gewirkt haben, der am sechszehnten März in die Luft gestogen ist. Nach Feststellung dieser Materialverluste muß die Lage der Russen zur See als eine erheblich schwieriger angefaßt werden.“ Erstens

ist der Versuch, die Hafeneinfahrt zu sperren, den Japanern zweimal mißlungen. Zweitens ist der „Bajan“ nicht in die Luft gestiegen, nicht einmal beschädigt worden. Drittens war am sechsundzwanzigsten März der tüchtige Viceadmiral Mafarow, der den unfähigen Allezjew abgelöst hat, mit Panzerschiffen, Kreuzern und Torpedoboote zur Reconnoissance benachbarter Inseln schon von Port Arthur ausgelaufen. Viertens sind die „Materialverluste“ der Japaner vermuthlich nicht geringer als die der Russen. Hundert ähnliche Beispiele wären leicht zu finden. Alle Berichte über russische Schlappen werden für wahr genommen; jede Meldung von einem Mißgriff der Japaner klingt den Zeitungsmachern „stark optimistisch.“ Das ist des Landes so der Brauch. Neu ist nur, daß sich jetzt verabschiedete Marineoffiziere dazu hergeben, die albernsten Agenturdepeschen mit sachverständiger Miene umständlich zu commentiren und täglich Einiges über die „Lage“ zu sagen. Il faut vivre, parbleu! Uebrigens sind die Russen mitschuldig. Aufs Telegraphiren, den beinahe schon wichtigsten Zell moderner Kriegsführung, verstehen sie sich gar nicht. Da sind die Japaner ganz andere Kerle. Die lägen, daß sich die härtesten Panzerplatten biegen. So gehört sich. Die Stimmung wäre für Rußlands Sache nicht gleich so flau, die Börsenpanik nicht so arg geworden, wenn der ungeschickte Günstling Allezjew nach dem Nachtüberfall an seinen Gossudar telegraphirt hätte: „Der Versuch des Feindes, die Festung Port Arthur von der Seeseite anzugreifen, wurde von unserer Flotte vereitelt. Drei unserer Schiffe sind leicht beschädigt. Der Feind mußte sich, nach hartem Kampf und wahrscheinlich mit großen Verlusten an Mannschaft und Material, zurückziehen.“ Das wäre die rechte Tonart gewesen. Und der Admiral hätte — was nach dem Kriegsrecht moderner Völker nicht einmal nöthig ist — obendrein noch die Wahrheit gesagt.

Das abscheuliche Freudenmal, das der Deutsche Kaiser vor Jahr und Tag den Vereinigten Staaten von Nordamerika geschenkt hat, wird irgendwann in Washington irgendwo ein Plätzchen finden. Vielleicht wars nicht zu beschaffen; und Herr Roosevelt, der die Annahme des Geschenkes zu verantworten hat, wird die Vorsetzung bitten, ihn gnädig vor solchen Huldbeweisen fortan zu bewahren. Um die Zustimmung des Kongresses hat er gar nicht erst zu werben gewagt. Am neunten März aber wurde im Kongreß von den Demokraten beantragt, der Präsident möge das Geschenk noch jetzt ablehnen; denn König Friedrich von Preußen, der die Menschenrechte nicht anerkannt habe und ein Vertreter des Absolutismus und Militarismus gewesen sei, verdiene kein Denkmal auf amerikanischem Boden. Und wenn der Präsident, ohne den Kongreß zu fragen, die Statue aufstellen lasse, so verletze er den Geist der Verfassung und zeige, daß er nicht der gehorsame Diener des Volkswillens sei. Am selben Tag und im selben Ton wurde die leidige Sache auch im Senat besprochen. Der Präsident, hieß es da, sei durch das Anerbieten des Kaisers ja in eine heikle Lage gekommen, habe aber die Grenze seiner Befugnisse überschritten. „Wir wollen auf unserem Boden kein Denkmal eines absoluten Herrschers. Was bewog den Deutschen Kaiser zu diesem Geschenk? Man erinnere sich nur, daß er's anbot, als wir eben Roshambeau (dem Verbündeten Washingtons, dem Sieger von Yorktown) ein Denkmal gesetzt hatten. Er sollte uns die Statue eines Deutschen senden, der sich um Kunst oder Wissenschaft verdient gemacht hat. Unser Land darf nicht zur Abladestelle für Statuen von Männern werden, die dem Heldenideal ihrer Völker entsprechen mögen, von unseren Idealen aber sehr weit abweichen. Das Volk der Vereinigten Staaten wünscht nicht, in seiner Haupt-

Stadt Friedrich dem Großen ein Denkmal errichtet zu sehen.“ Und so weiter. Wer einige Erfahrung in der Völkerpsychologie hat, mußte wissen, daß es so kommen würde; wir würden Robespierre auch nicht gern auf den Pariser Platz stellen. Läßt sich die Sache denn nicht noch rückgängig machen? Es ist doch gar zu beschämend, endloses Gekel über die Frage zu hören, ob einem Geschenk des Kaisers, einem Steinbild des einzigen großen Hohenzollern, in Washington halb aus Erbarmen Unterstand gemährt werden soll. Und dabei kennen die Amerikaner das Denkmal noch nicht einmal. Wenn sie, all in seiner von unserm angestammten Upphues geleisteten Herrlichkeit, mit dem Trutzblick eines Sappentaspars, erst sehen, wird der Demokratengorn vielleicht in Heiterkeit umschlagen; das Abshamonopol der französischen Plastik wird in den Vereinigten Staaten dann aber auf Jahrzehnte hinaus gesichert sein.

Nur in der Heimath wohnt echte Dankbarkeit. Im vorigen Sommer erlitt Schlesien durch Hochwasser ungeheuren Schaden. Die Regierung hatte, als Verwalterin des preussischen Staatsvermögens, die Pflicht, der heimgesuchten Provinz schnelle und ausreichende Hilfe zu leisten. Aber der König war nicht in Berlin, nicht auf festem Land; und ohne des Königs Wink wagt man nicht gern mehr wichtige Beschlüsse: er könnte sie später ja mißbilligen und das Ministerium seinen Unmuth fühlen lassen. Also mußte Schlesien warten. Der Freiherr von Hammerstein fuhr hin und fand, die Sache sei nicht so schlimm; private Wohlthätigkeit werde die zur Vinderung der Noth erforderlichen Mittel aufbringen. Nun ließ den Schlesiern die Galle über, sogar die berliner Presse fing zu murren an, der Finanzminister ging nach Schlesien, der verwüsteten Provinz wurde ein Staatskredit von zehn Millionen Mark zur Verfügung gestellt und der Erdkreis ersucht, daß die Großthat nur der Initiative des Grafen Bülow zu danken sei. Die Großthat: das von preussischen Bürgern erarbeitete Geld den schlesischen Behörden überwiesen zu haben. Der Kaiser, der in Norwegen war, wurde über den Nothstand offenbar unzureichend informiert. Seine Frau fuhr später für ein paar Stunden nach Biegenhals und Breslau; ein nicht allzu unbräuerer actus de présence; daß bei Mißwachs und Wassernoth die Herrschaft sich im Nothland sehen ließ, galt selbst in den Tagen nicht als besonders dankenswerther Gnadensbeweis, wo Staaten wie Pachthöfe verwaltet wurden. Dann überwies Kaiser und Kaiserin der überschwemmten Provinz kleine Geldbeträge, ungefähr so viel wie dem drontheimer Kirchenbaufonds und den vom Bazarbrand in der Rue Jean Goujon Betroffenen; zu wirksamer Hilfeleistung fehlte ihnen, bei der Größe des Schadens, jede Möglichkeit. Noch ist nicht ein Jahr her; und was hat die Royalistenlegende nun daraus gemacht? Landtagessen in Breslau. Graf Zedlitz-Trützschler, seit sechs Monaten Oberpräsident der Provinz Schlesien, spricht zur Corona: „Einen mächtigen Anstoß zur Entfaltung der Hilfsaktion in allen ihren Theilen verdankt Schlesien dem warmen Empfinden unseres Kaiserpaars und insbesondere der Initiative unseres kaiserlichen Herrn. Wie könnten wir der schnellen, werththätigen Hilfe vergessen, mit welcher unsere erhabene Kaiserin auf den Schauplatz des Elends eilte, mit Marienfreundlichkeit Balsam in die brennenden Wunden trüfelsend und mit Marthasinn und Marthagefchick sie zu verbinden suchend! Und wer wüßte nicht, daß es der Kaiser war, dessen Nachwort der staatlichen Aktion besondere Kraft und weiten Umfang gab?“ Wer wars nun eigentlich: der Kaiser, der bei Drontheim kreuzte, oder der Kanzler, der in Norderney saß und von dem im offi-

grißes Lokalanzeiger damals gesagt wurde, er sei „in Schlesien jetzt der populärste Mann“? Wenns wirs genau wissen, wollen wir uns daran gewöhnen lernen, daß die Frau des Kaisers, weil sie in einem Luxuszug auf einen halben Tag ins Glendland überschwemmt, verarmter Menschen gefahren ist, der Mutter des Heilands verglichen wird. Nur in der Heimath wohnt echte Dankbarkeit. Den excellenten Festrednern aber, die solche Töne anschlagen, möchte, mit Posas Worten, mancher aufrechte Deutsche zurufen: „Sie haben Recht. Sie müssen. Daß Sie können, was Sie zu müssen eingesehn, hat mich mit schauderader Bewunderung durchdrungen.“

Die Zeitungsschreiber müssen nicht, können aber. Aus dem Lokalanzeiger: „Der Kronprinz wird zweifellos seinem kaiserlichen Vater immer ähnlicher: er verbindet mit der liebenswürdigsten Form eine nicht verkennbare scharfe Beobachtung, eine bewußte Ruhe und Ueberlegung“. Man kann Vater und Sohn, ohne je ein Sterbenswörtchen mit ihnen gewechselt zu haben, nicht richtiger charakterisiren.

Als ich hier von Waldersee sprach, mußte ich auch Herrn Normann-Schumann nennen, den vielseitigen Journalisten, der von dem sonst nicht allzu freiziebigem General große Summen erhielt. Im „Vorwärts“ wurde dieser Artikel erwähnt und gesagt: „In der That ist es zweifellos, daß der Agent dieses politischen Generals der wegen Majestätsbeleidigung verfolgte Normann-Schumann war. Neuerdings hat der Herr mit einem gewissen sportmäßigen Eifer sich darauf verlegt, Zeitungsredakteure zu verklagen. Einen dieser Prozesse hat er benutzt, um eine geradezu ungeheuerliche Anklage gegen seinen Wönnner Waldersee in die Projekasten zu bringen. Er erklärte nämlich wörtlich: „Fast alle Saalezeitung-Artikel rühren vom Grafen Waldersee her, ebenso der im *Mémorial Diplomatique*“. Er hat in diesen Gerichtsakten weiter behauptet, daß er die handschriftlichen Beweise für diese unerhörte Beschuldigung besitze. Die Behauptungen des Herrn Normann-Schumann wurden vor etwa einem Jahr in einem Theil der Presse öffentlich erdeteret. Graf Waldersee rührte sich nicht und alle Offiziösen blieben stumm“. Die Artikel, wegen deren Herr Normann-Schumann verfolgt wurde, hatten sich hauptsächlich mit dem Ohrenleiden des Kaisers beschäftigt. Ich bin überzeugt, daß die Angaben, die er in den Projekasten gemacht hat, der Wahrheit nah kommen, überzeugt, daß er ihre Wahrheit beweisen kann. Und diese Ueberzeugung theilt mit mir mancher Betitelte. Wenn es gelang, den Kaiser als totkranken Mann hinzustellen und im Mandvergelände deutscher Politik eine undurchsichtige Wirrnis zu schaffen, schlug für den „Retter“ die Stunde. Und dieser Retter war natürlich der fromme Ulan, der mit ganz anderer Wirkung als Caprivi und Hohenlohe den unbotmäßigen Massen die Gebieterfaust zeigen würde. „Wohl ausgelommen, Vater Lamormain!“ Welches Interesse hätte Herr Normann-Schumann (der mitunter maskirt gegen seine eigenen Artikel in der Presse polemisirte, um den Wirwar noch toller zu machen) sonst auch daran gehabt, mit Befähigung seiner Haut über den Kaiser Uebles zu schreiben? Ein Mann seines Kalibers hätte sich viel eher doch der herrschenden Macht vermiiethet. Herr von Tausch, der Kriminalkommissar, der den ungeduldbigen Goldsucher im Auftrag des großen Strategen oft zu ruhiger Raison bringen mußte und als Angeklagter dann auf schwierigem Terrain so tapfer schwieg, hat vom Hause Waldersee Dank verdient.

Herrn Ruhstrat, dem Justizminister des Großherzogs von Oldenburg, wird seine Ruhe gegönnt. Er war unsauberer Mädlerei bezichtigt worden und bewies in einem öffentlichen Gerichtsverfahren, daß man ihn leichtfertig verleumdet hatte. Er war so anständig, so menschlich, dem Hauptbeleidiger zu verzeihen und ihn vor schwerer Strafe zu bewahren. Aber er mußte vor Gericht zugeben, daß er als einunddreißigjähriger Staatsanwalt in eine Spielergesellschaft gerathen war und am Hazardtisch ein paar Jahre lang wacker mitgethan hatte. Der Behauptung, dabei sei es fürchterlich zugegangen, sei — in Oldenburg, am Juristenstammtisch! — vom Bankhalter nur Gold angenommen und jedes Silberstück mit verächtlicher Geberde auf den Fußboden geworfen worden, widersprachen alle Zeugen. Einerlei: ein Staatsanwalt hatte gespielt! Tugendhaftes Entsetzen all Derer, die das Glücksspiel für ein Privilegium der Rechtsanwälte und unbesetzten Bourgeois halten. In einem neuen Prozeß ist nun gar behauptet worden, Herr Ruhstrat habe nicht nur, wie er angiebt, vor zwölf, sondern noch vor drei Jahren gespielt. Ganze Nächte lang. Besonders gern Lustige Sieben. Manchmal sogar den Kellner angepumpt. Dieser Kellner selbst, der erst zweimal mit Zuchthaus bestraft ist, wollte es beschwören. Der Gerichtshof verzichtete auf die Aussage des ehrenwerthen Mannes und verurtheilte, von Rechtes wegen, den Beleidiger, dessen Wahrheitsbeweis ein Zuchthäusler als einzige Säule tragen sollte. Das tugendhafte Entsetzen aber ist seitdem noch gewachsen. Räme im lieben Vaterlande doch endlich ein heiliger Galiläerzorn über die Deuschler, die gesittet Psui sagen, wenn ein Leutnant sich an einem kleinen Mädchen wärmt, ein Jurist den Ueberstich seiner Nervenkraft am Spieltisch vergeudet! Und wäre nun Alles wahr, was der wegen Diebstahls und Einbruchs verurtheilte Kellner behauptet: wer würde auf den Missethäter den ersten Stein? In den höchsten Regionen des Deutschen Reiches ist ja ein gekönter Herr ausgezeichnet worden, der nur durch die systematische Aufzuegelung und Ausbeutung der Spielerleidenschaft die Kosten seines fürstlichen Lebens bestreiten kann; und der Kuppler ist am Ende wohl niedriger zu schätzen als der von leidenschaftlichem Trieb in die Irre geleitete. Greift doch, Ihr tapferen Mannesleuten, Minister an, die ihre Pflicht gegen das Volk veräußen; aber werft ihnen, wenn Ihr nicht kümmerliche Skandaltrier genannt werden wollt, nicht vor, daß sie vor dem Aufstieg zur Höhe Lustige Sieben gespielt, Sektflaschen die Hälse gebrochen oder im Haus der Liebe mit Bajadern getändelt haben.

* * *

Die Polen haben Glück: Nach dem Prozeß Endell der Prozeß Kopp. In Posen zeigte sich, mit welchen erbärmlichen Mitteln Deutsche auf national gefährdetem Boden einander befehden; in Beuthen, mit welcher unstrommen Strupellofigkeit ein Theil des katholischen Klerus polnische Katholiken bekämpft. Cardinal Kopp, der Fürstbischof von Breslau, ließ acht Tage vor der Reichstagswahl an seine preussische Oberherde — er hat auch eine österreichische, ist in Berlin und in Wien als Patriot zuständig — einen Hirtenbrief ergehen, in dem er die nationalpolnische Propaganda mit den strengsten Kirchenstrafen bedrohte. Seine Eminenz wollte zeigen, daß sie, so gut wie ein weltlicher Beamter, Wahlen machen könne. Die kleinen Kleriker gehorchten secundum ordinem dem Wink. Sie weigerten Männern, die für den polnischen Kandidaten stimmten oder auch nur das Blatt des verwehnten Herrn Korsanty hielten, die Absolution, die kirchliche Trauung, die Sterbesakramente. Als wäre ihnen Petri Schlüsselgewalt übertragen, schlossen sie Jedem, der einem polnischen

Agitator Obdach gab, von den Sakramenten und Sakramentalien aus. Von der Kanzel herab wurde verkündet, ein guter Katholik dürfe nur den Kandidaten des Centrums wählen; wurde den Frauen gerathen, dem Abonnementssammler des Solenblattes mit dem Besenstiel den Buckel vollzuhauen; wurden die politischen Gegner des Centrums „Schweine“ und „Kopflöcher“ genannt. Wer nicht versprach, die böse Zeitung sofort abzubestellen, verfiel dem Bannfluch. Die angegriffenen Redakteure wehrten sich, Herr Kopp stellte Strafantrag wegen Beleidigung: und die Hauptverhandlung vor dem deutshener Landgericht brachte all die schönen Geschichten ans Licht. Als zwei Tage verhandelt war, hatte der Cardinal genug, nahm mit einer Ehrenerklärung vorlieb und zog den Strafantrag zurück; gab implicite damit zu, daß die dem niederen Clerus vorgeworfenen Thatsachen als wahr erwiesen seien. Und die Kleinen der Diözese hatten, ein Bischof tappisch vielleicht, doch nur ausgeführt, was ihnen aus dem Breslauer Bischofspalast befohlen war. Natürlich hats nicht genügt. Herr Korjanty ist für den Reichstag und für den Landtag gewählt worden, hat, als schlauer Strategie, dem Fürstbischof jetzt, ohne sich Etwas zu vergeben, aus der ärgsten Klemme geholfen und wird, nach diesem weithin widerhallenden Erfolg, die Demokratenchaar seiner Anhänger sicher noch wachsen sehen. Herr Kopp aber hat dem Prestige der katholischen Kirche, das freilich schlimmere Püffe vertragen kann, noch mehr geschadet als Herr Cohn. Nicht, weil er die Gewissen zu zwingen versucht hat — Das thun täglich die liberalsten Magistrate und Stadtparlamente —, sondern, weil ers thöricht angestellt hat und sich ertappen ließ. Wieder eine Enttäuschung. Dieser Cardinal galt als das hellste unter den deutshen Kirchenlichtern. Der fromme Herr, dessen keusches Herz sich schon empörte, weil ein Herzog mit einer Gräfin auf der Eisenbahn allzu intim geplaudert hatte, ist wohl zu oft an den Hof gekommen und hat, unter der Bürde hochpolitischer Missionen, allmählich vergessen, daß er die Interessen des Katholizismus, nicht der preussischen Krone zu wahren hat. Ein guter Staatsbürger, wirds in Rom heißen, doch ein schlechter Seelenhirt.

Vor vierzehn Tagen hat ich um Auskunft, ob der Lugardampfer „König Albert“ für den Kaiser gechartert oder vom Norddeutschen Lloyd kostenlos zur Verfügung gestellt worden sei. Jetzt wissen wirs Alle. Der Kaiser selbst hat in einem langen Telegramm der Lloydirection gedankt, die ihm den Dampfer „zur Verfügung gestellt“ habe. Er rühmte darin die „guten Leistungen des Schiffes“, die „umsichtige Führung“, die „Vollkommenheit des inneren Betriebes“, den „wohlthuenenden und angenehmen Aufenthalt an Bord“, wünschte dem Lloyd neue Ehren und verlieh dem Direktor und dem Aufsichtsrathspräsidenten den Rothem Adlerorden zweiter Klasse. Hunderttausend Mark muß die Fahrt nebst Vorbereitungen die Aktiengesellschaft mindestens gekostet haben; der nächste Jahresbericht wird lehren, mit welcher Begründung diese Ausgabe (und die noch höhere für die Samariterfahrten nach Kalesund) den Aktionären plausibel gemacht wird. . . In Gibraltar soll, nach den Berichten sämmtlicher englischen Blätter, der Kaiser gesagt haben, alles Britische sei großartig, die Signalstation herrlich und die Felsenfestung uneinnehmbar, — eine Festung zweiten Ranges, die im londoner Marinesekretariat längst Niemand mehr für impragnabile hält. Kann auch dieser Mär, die dem Ohr des Deutschen nicht gerade lieblich klingt, von Berlin aus nicht laut widersprochen werden?